

Kirchspiel Kraupischken - Breitenstein :

Meine Erinnerungen

Heinz Bremer



Vorwort

Dieses Buch erzählt von einem ostpreußischen Bauernsohn, der in Falkenort, bei Breitenstein, Kreis Tilsit-Ragnit aufgewachsen ist, vom Leben auf dem Hof, Kriegsbeginn, Arbeitsdienst, Militär, Fronteinsatz im Westen, Verwundung, Gefangenschaft, Entlassung und Neubeginn in Niedersachsen.

Ursprünglich wurde dieses Buch für unsere Kinder und nächsten Verwandten geschrieben.

Nachdem es auch von vielen Freunden und Bekannten gelesen wurde, sagte man uns immer öfter: "Das sollten viele Leute lesen, besonders auch die Jugend. Bringt es doch an die Öffentlichkeit!"

Im Jahr 2001 und 2002 kamen einige Ergänzungen dazu, weil mein Mann immer wieder kleine Episoden erzählte, die ich dann einfügte.

Die Zeichnungen vom Grundstück in Falkenort hat ein bekannter Architekt nach den Skizzen und Beschreibungen meines Mannes angefertigt.

Gertrud Bremer

An meine Kinder

Nach langem Bitten, Drängen und Mutmachen von Eurer Schwester Christiane habe ich nun - mit Hilfe Eurer Mutter- meine Lebenserinnerungen aufgeschrieben.

Es war für mich eine Reise in die Vergangenheit. Wie hat sich das Leben in diesen 75 Jahren verändert!

Ihr durftet in einer Zeit aufwachsen, in der es keinen Krieg gab. Ihr durftet Eure Berufe wählen, lernen und auch ausüben. Mein Wunsch, Pilot zu werden, ging leider nicht in Erfüllung. Es gab für mich kurz nach dem Krieg keine Möglichkeit zur Ausbildung.

Was ist heute alles zur Selbstverständlichkeit geworden, worüber man gar nicht mehr nachdenkt! In jedem Raum gibt es mehrere Steckdosen: Stecker eingesteckt, und die Waschmaschine übernimmt die Arbeit, zu der früher eine Hausfrau mindestens einen Tag lang schwer arbeiten musste. Auf Knopfdruck wird eine Herdplatte oder der Backofen heiß. Ein Druck auf den Lichtschalter, und man kann selbst nachts noch lesen oder arbeiten, sogar die Heizung funktioniert auf Knopfdruck.

Der Wasserhahn wird aufgedreht, und es fließt kaltes und auch warmes Wasser aus dem Hahn; sogar das Abwasser fließt in einem geregelten Rohrsystem zur Kläranlage und wird dort gereinigt.

Es war schon etwas Besonderes, wenn in meiner Kindheit jemand ein Radio besaß. Heute gibt es kaum einen Haushalt ohne Fernsehgerät, und viele surfen schon im Internet. Ach ja, und das Telefon! Da kann man - sogar ohne Kabel - bis zum anderen Ende der Erde telefonieren, und die Verständigung ist klar und deutlich.

Wir setzen uns ins Auto und fahren mit 75, 100 und mehr Pferdestärken von einem Ort zum anderen, von einem Land ins andere, oder das Flugzeug bringt uns binnen Stunden von einem Kontinent zum anderen.

Man könnte noch vieles aufzählen, aber ich will Euch nicht langweilen, nur bitten, einmal darüber nachzudenken.

Am 25. 12. 2000 darf ich meinen 75. Geburtstag feiern. Meine Erinnerungen möchte ich Euch dann schenken. Lasst Euch beim Lesen mitnehmen in die Zeit, in der Euer Vater Kind, Jugendlicher und junger Mann war.

Am 25.12.1925 wurde ich, **Heinz Bremer**, in Quellgründen, Kreis Tilsit/Ragnit (Ostpreußen) geboren.

Meine Schwestern:

Ella Bremer, geb. 1.06.1923 gest. am 25.02.1994

Gerda Bremer; geb. 7.03.1928

Meine Eltern:

Heinrich Bremer, geb. 11.01.1891 in Trappönen (Trappen) Kreis Tilsit/Ragnit
gest.17.03.1945 in Bad Oldesloe

Johanna Bremer geb. Plutat, geb. 14.07.1894 in Quellgründen Kr. Tilsit/Ragnit
gest. 1980 in Kandel

Eltern meines Vaters:

August Bremer, Beruf : Bauer und Fischer

Henriette Bremer, geb. Putzin.

Geschwister meines Vaters:

mein Vater war der Älteste von 5 Geschwistern

Maria (verh. mit Geschäftsmann Bollmann)

Max (Bauer),

Franz (bekam den elterlichen Hof),

Erich (hat Schlachter gelernt)

Eltern meiner Mutter:

Christoph Plutat, geb. 22.12.1860. Beruf: Bauer.

Anna Plutat geb. Nakies, geb. 16.01.1862.

Die Vorfahren meines Vaters waren **Salzburger**.

Die Salzburger

Um ihrem evangelischen Glauben treu bleiben zu können, mussten in den Jahren 1731-35 (teilweise auch schon früher) mehr als 20.000 Salzburger ihre Heimat in den Bergen des damaligen geistlichen Fürstentums Salzburg verlassen. Der Landesherr, das war hier der Fürsterzbischof von Salzburg, konnte nach dem Augsburger Religionsfrieden (1555) seinen Landeskindern den Glauben vorschreiben. In Wechselwirkung mit Bekehrungsversuchen und zeitweiser Anpassung spitzte sich die Situation zu, und am 11. November 1731 wurde das vom Erzbischof erlassene Emigrationspatent veröffentlicht, nach dem die "unangesessenen Evangelischen", das sind diejenigen ohne Grundbesitz, binnen 8 Tagen das Land verlassen mussten. Die "Angesessenen" sollten ihnen nach ein bis drei Monaten folgen. Auf ihrer mühsamen Wanderung, welche die Emigranten durch die deutschen Länder führte, erreichte sie die Nachricht, dass der preußische König Friedrich Wilhelm I am 2. Februar 1732 ein Einwanderungspatent erlassen hat, in dem dieser sich bereit erklärte, die evangelischen Salzburger in Preußen aufzunehmen. Daraufhin kamen die meisten von ihnen, etwa 16.000, nach Preußen, wo sie in Ostpreußen angesiedelt wurden.

(Auszug aus der Schrift "Die Salzburger in Ostpreußen")

Großeltern

Die Eltern meines Vaters hatten einen kleinen Bauernhof in Trappönen an der Memel mit zusätzlichem Fuhrbetrieb. Sein Vater fuhr Holzstämme aus dem Trappöner Forst per Pferdegespann zum Memelufer. Dort wurden die Baumstämme zu einem Floß verankert und dann von einer kleinen Floßbesatzung stromabwärts gelenkt.

Außerdem hatten die Großeltern bis nach dem 1. Weltkrieg die Pacht der Memelfischerei auf der Länge von 14 km. Das bedeutete schwere Arbeit, aber der Nebenerwerb lohnte sich. Zum Tagesgespräch wurde ein sensationeller Fang von 70 Zentnern Fisch in einer Sommernacht. Als ich als Schuljunge einmal dort war, staunte ich über den regen Schiffsverkehr. Da gab es Schlepper, Flöße und Schaufeldampfer.

Da der Militärdienst unumgänglich war, zog es meinen Vater, eine ausgesprochene Wasserratte, zur Marine. Er machte eine 3-jährige Ausbildung bei der "Kaiserlichen Kriegsmarine" in Kiel.



Zur steten Erinnerung an meine Dienstzeit 1911 - 1914
Heinrich Bremer



Wenige Wochen vor seiner Entlassung hieß es Mobilmachung! - Der erste Weltkrieg begann. Mit einem 23.000 BRT Linien-Kriegsschiff und 1250 Mann Besatzung ging's auf Hohe See. Ereignisse: 1916 Skagerrak-Schlacht, EK II- Auszeichnung als Bordfunker, da durch seine spontane Reaktion der Einschlag eines Torpedos verhindert werden konnte. Bursche beim Admiral.

Wie oft hatte ich meinen Vater gelöchert: „Papa, erzähl doch noch eine Geschichte von früher!“ "Nun reicht's, ab in die Betten", war manchmal die Antwort bei vorgerückter Abendstunde. "Warum bist du nicht bei der Marine geblieben?" - "Ich wollte frei sein und nicht abhängig, obwohl mich ein gutes Angebot mit Aufstiegschance lockte. Nach einem verlorenen Krieg mit wenig rosigen Aussichten wollte ich selbständiger Bauer werden. Ich ging auf Brautsuche und fand eure Mutter. Im Oktober 1921 haben wir geheiratet. Der kleine Hof ihrer Eltern wurde mir überschrieben, und in Quellgründen begann meine Arbeit als Bauer."

Vorschulzeit

Als ich 6 Monate alt war, zogen meine Eltern von Quellgründen nach Sakalehnen (wurde 1937 in Falkenort umbenannt). Sakalehnen lag 25 km von Quellgründen entfernt. Die genaue Anschrift lautete nun: Heinrich Bremer, Falkenort, Post Breitenstein, Kreis Tilsit-Ragnit, Regierungsbezirk Gumbinnen (Ostpreußen). Das Grundstück der Großeltern in Quellgründen bestand aus 18 Morgen Land, einem Wohnhaus, Stall und Scheune. Die Scheune wurde vor dem Verkauf des Hofes neu gebaut. Der Verkauf im Jahre 1926 erbrachte die stattliche Summe von 9.000,00 Reichsmark. Das neu erworbene Grundstück in Falkenort kostete mit Inventar 18.000 Reichsmark. Der Stall und die Scheune waren mit roten Ziegeln gedeckt und in gutem Zustand. Das Wohnhaus und die alte Scheune waren mit Stroh gedeckt, das ca. alle 10 Jahre erneuert werden musste. Mit 16 Morgen Pachtgrundstück waren nun 71 Morgen zu bearbeiten. Die vier Gebäude bildeten ein Quadrat, was vorteilhaft war wegen der frei

laufenden Tiere. Da der vorige Besitzer den Hof abgewirtschaftet hatte, blieb wenig Inventar übrig. Lebendes Inventar: Ein alter Schimmel, eine oder 2 Kühe, Schweine und Hühner. -- Totes Inventar: Ein paar alte Maschinen und Ackergeräte. Die Leiter und die Schubkarre holten sich die Nachbarn zurück, weil sie nur ausgeliehen waren. Nicht zu vergessen sei das alte Rosswerk, auch Döpel genannt: Durch Pferdekraft, in einer Bahn drehend, wurde ein Übersetzungsmechanismus in Energie umgewandelt, die dann den Dreschkasten oder Die Häckselmaschine betrieb. In der Mitte dieses Rosswerks befand sich ein Aufbau, auf dem ich saß und mit der Peitsche die Pferde antrieb. Wenn sie zu langsam zogen, rief mein Vater, der die angetriebene Maschine bediente: "Hüh!", und ich musste die Peitsche schwingen.

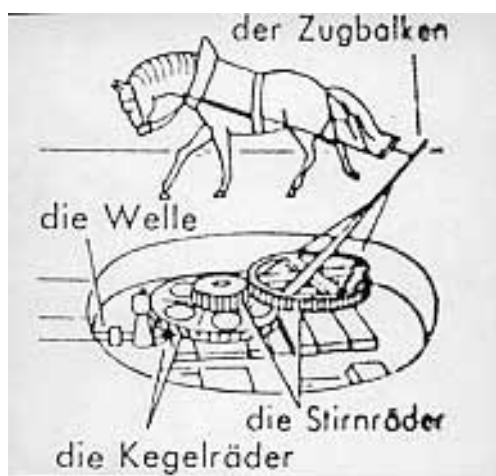


Bild links: Skizze eines Rosswerkes

Später kam in der Herbstzeit ein Lohndrusch-Unternehmer, voll ausgerüstet mit großem Dreschkasten und Dieselmotor. Gewöhnlich war dann in ca. drei Tagen die gesamte Getreideernte gedroschen. Etwa 1935 war es soweit, dass mein Vater eigene moderne Maschinen kaufte, um unabhängig zu sein.

Ich war stolz, den 10-PS Deutz Dieselmotor anzukurbeln. Oh, welch ein Fortschritt!! Nur um die Kreissäge machte ich einen großen Bogen, weil sie einen nervtötenden Lärm machte.

In unserem Wohnhaus befand sich eine Küche, eine kleine Stube, in der auch mein Großvater schlief, der 7 Jahre wegen Rheuma bettlägerig war, eine "Gute Stube", in der auch meine Eltern schliefen, ein 3-Bett-Zimmer, in dem meine Großmutter und wir drei Kinder schliefen, eine Knechtekammer und noch zwei Nebenkammern. Die Betten waren schlichte Holzgestelle mit gedrechseltem Kugelknauf. Als Lattenrost dienten lose, auswechselbare Bretter, und als Matratze hatten wir mit Haferstroh gefüllte Jutesäcke (Strohsäcke), die ca. zweimal im Jahr neu gefüllt wurden. Darüber lagen Daunen Unter und Oberbetten. Die Daunen lieferten unsere Gänse.

Da wir außerhalb des Dorfes wohnten (gut 1 1/2 km bis zum Dorf), waren die betroffenen Bauern nicht am Stromnetz angeschlossen. Anfang der 30er Jahre wurde eine Umfrage durchgeführt, wobei uns der Anschluss an das Stromnetz

angeboten wurde. Mein Vater war dafür, aber er wurde von der Mehrzahl der Bauern überstimmt. Sie befürchteten, dass durch den Strom erhöhte Brandgefahr bestehen könnte. So waren wir bis zum Schluß (1945) beim Antrieb der Maschinen auf die Motorkraft eines Dieselmotors (10 PS) angewiesen. Dieser Motor lief mit 5 Litern Diesel den ganzen Tag. Im Wohnhaus ersetzten Petroleumlampen das elektrische Licht. Elektrogeräte für den Haushalt gab es sowieso nicht. Wasser holten wir aus der Schwengelpumpe, die im Hof stand.

Der Winter in Ostpreußen war meist sehr kalt. Im Januar 1929 sank das Quecksilber auf minus 41° C. Ich kann mich noch erinnern, wie ich, 4-jährig, unter Mutters Rock kroch, um mich zu wärmen, und dass die gefrorenen Futterrüben zum Auftauen am warmen Kachelofen gelagert wurden.

Bei aller kindlichen Sorglosigkeit und dem großen Freiraum, der uns zur Verfügung stand, gab es aber auch Gefahren. Eine Begebenheit ist mir noch in guter Erinnerung: Meine Schwester Ella (7 Jahre) und ich (5 Jahre) spielten an unserem Teich. Ich verlor das Gleichgewicht, rutschte aus und fiel in das eiskalte Wasser (ca.5°). Ich gebrauchte Hände und Füße, um ans Ufer zu gelangen, konnte ein Grasbüschel fassen und zog mich raus. Ella sah mich nur verwundert an und ab ging ´s - tiefend nass - nach Hause. Meine Mutter wechselte schnell meine Kleidung und packte mich mit Wärmflasche ins warme Bett. Mag auch manch einer von Glück reden; ich weiß aus heutiger Sicht: Gott sieht alles und kommt nie zu spät.

Eine Kutschfahrt mit unserer Mutter nach Tilsit, wo wir unsere Tante besuchten, war ein Erlebnis für meine Schwester Ella und mich. Es war ein schöner Sommertag. Wir Kinder (7 Jahre und 5 Jahre alt) durften jeder ein kleines Schnapsgläschen Süßwein probieren - er schmeckte lecker! Bei der anschließenden Weiterfahrt durch die Stadt wunderte sich Ella, dass die Bäume sich bewegten; ich merkte nichts von einem Schwips. An größeren Kreuzungen standen Verkehrspolizisten und ich staunte, wie sie wissen konnten, wohin die Fahrzeuge fahren wollten, denn sie zeigten immer genau in die Richtung, auch dahin, wohin wir wollten.

Der große Garten, der sich an unser Wohnhaus anschloss, war ein idealer Tummelplatz für uns Kinder. An zwei Seiten standen große Tannen, angrenzend eine Lindenlaube. Verteilt im Garten standen 6 große Apfelbäume, 2 Birnen- und mehrere Kirschbäume, rote, gelbe und schwarze Johannisbeeren und Himbeeren. Außerdem standen 12 Bienenstöcke im Garten.

Nachdem mir meine Mutter mehrmals das Küchenmesser aus der Hosentasche

ziehen musste, schenkte mein Vater mir ein Taschenmesser für 50 Pfennig. Nun stand mir die Welt offen! Ich konnte mit meinem eigenen Messer Stöcke abschneiden, schnitzen und mehr.

Als ich einmal in einem Quelle-Katalog eine Eisenbahn für 4,50 Mark sah, bettelte ich: "Papa, die möchte ich gern haben!" "Da, im Schuppen ist genug Holz und Werkzeug. Damit kannst du dir selber eine Eisenbahn bauen", bekam ich zur Antwort. Also suchte ich mir ein rundes Stück Holz, ca. 20 cm Durchmesser, und sägte davon eine Scheibe ab. In der Mitte wurde ein Draht befestigt, und so konnte ich mit meiner "Lokomotive" durch den Garten schieben, wobei ich sang: " Lokomotiv-tiv-tiv ". Zu der Zeit war ich etwa 7 Jahre alt.

Meine erste Begegnung mit einer richtigen Lokomotive hatte ich mit etwa 5 Jahren. Meine Mutter wollte mit mir per Eisenbahn nach Tilsit fahren. Wir standen in Grünheide auf dem Bahnhof und warteten auf den Zug. Plötzlich kam, wie aus einer anderen Welt, ein schwarzes Ungeheuer angezischt! Jetzt gab es Probleme, denn meine Mutter bekam mich nicht vom Eisengitter eines Kellerfensters los, an dem ich mich krampfhaft festklammerte und schrie. Ein älterer Herr hatte Verständnis. Er bot mir einen Bonbon an, meine Finger lösten sich und Mutter konnte mit mir einsteigen. Jahre später erinnerte sie mich immer wieder daran: "Siehst du das verbogene Eisengitter? Das hast du damals verbogen, als du dich daran festgeklammert hattest."

Unsere alte Dreschmaschine wurde an einem schönen Sommertag Ella und mir zum Verhängnis. Neugierig, wie Kinder nun einmal sind, drehte ich ahnungslos an einem Schwungrad. Ella erkannte die Gefahr auch noch nicht - sie verlor an einer ungeschützten Trommel den rechten Daumen. Vom Geschrei wurden meine Eltern aufmerksam. Schnell wurde ein Pferd vor die Kutsche gespannt. Der Arzt in Breitenstein konnte den Daumen leider nicht mehr retten; Ella blieb an der Stelle nur noch ein unansehnlicher Stummel.

Beim alten Dreschkasten staunte ich immer, wie elastisch die Bretter waren. Irgendwie musste man doch etwas daraus machen können. Vielleicht ein paar Skier? (ich war 12 Jahre alt) Als der Dreschkasten ausrangiert war, schnitt ich die Bretter zurecht. Aber vorn müssten sie ja etwas gebogen sein. Ich wusste, dass Holz sich durch Wasserdampf biegen lässt. Also nahm ich die beiden "Skier", ging damit in die Küche und hielt die vorderen Enden über den Kochtopf. Sie ließ sich aber nicht biegen. Ich versuchte es wieder und wieder, bis meine Großmutter mich aus der Küche scheuchte. Was nun? - Zwei Blechdosen wurden aufgeschnitten und unter das Ende der "Skier" genagelt. Oben wurden

noch Schlaufen befestigt, in die die Schuhe hineinpassten. Mit diesen Schiern bin ich sogar querfeldein, hügel- und abwärts zum Konfirmandenunterricht nach Breitenstein gefahren.

Schulzeit

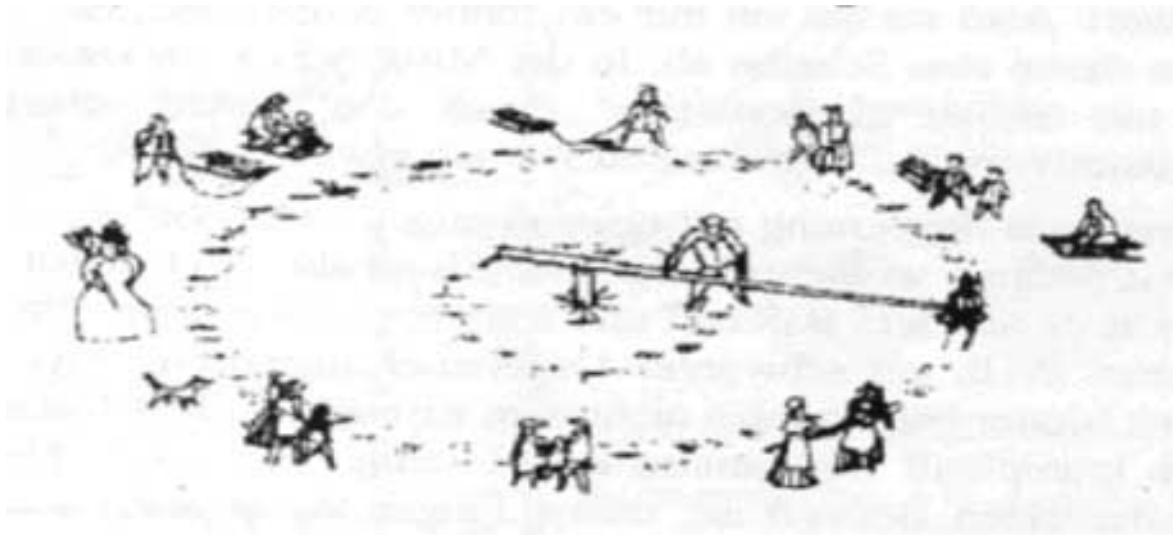
In Falkenort befand sich die Schule, in der Kinder aus vier umliegenden Dörfern unterrichtet wurden. Der Unterricht aller 8 Jahrgänge fand in nur einem Klassenraum statt. Für den Lehrer war es bestimmt eine große Herausforderung, Kinder vom ersten bis zum achten Schuljahr gleichzeitig zu beschäftigen!

1932 nach den Osterferien begann für mich der Ernst des Lebens - der erste Schultag! Jede Woche 6 Schultage mit je 5 Unterrichtsstunden. Kinder der 1. und 2. Klasse durften allerdings eine Stunde früher nach Hause gehen.

Mein Schulweg betrug etwa 1,8 km. Es waren unbefestigte Feldwege, die während der feuchten Jahreszeit nur mit Gummistiefeln zu passieren waren. Kurz vor Frosteinbruch wurden die Wege mit einem Balken, von Pferden gezogen, glatt geschleppt. Der erste Frost machte dann daraus eine feste, passierbare Straße.

Der Frost bescherte uns auch ein besonderes Wintervergnügen: Das Schleudern mit dem "Krängel". Zu unseren Ländereien gehörten 4 Teiche. Der Schilfteich war am größten. Wenn er zugefroren war, haute mein Vater in die Mitte des Teiches ein Loch hinein und steckte einen Pfahl so in das Loch, dass er ca. einen Meter herausragte. Am nächsten Tag war der Pfahl fest eingefroren. Oben in den Pfahl schlug er einen Zapfen. Eine ca. 6 m lange Stange wurde am dicken Ende mit einem Loch versehen, das auf den Zapfen passte. An dem anderen Ende der Stange befestigten wir einen Schlitten, und so hatten wir ein Karussell. Wir nannten es Krängel.

An den Abenden, bei Mondschein, fanden sich gewöhnlich die Nachbarkinder hier ein, und es war ein großes Geschrei, wenn der Schlitten mit hohem Tempo in die Runde geschleudert wurden.



Ich hatte während meiner Schulzeit 5 Lehrer, die sehr verschieden in ihrer Art und Lehrmethode waren. Der Rohrstock wurde von uns Kindern immer sehr gefürchtet, da er fast täglich als Zuchtmittel ausgiebig gebraucht wurde für schlechte Noten, Faulheit, Schwatzen, Ungehorsam... Ein Lehrer, mit Namen Natan, ist mir noch gut in Erinnerung: Für jeden Fehler im Diktatheft gab es einen Schlag mit dem Stock über den Rücken, wobei er von Bank zu Bank sprang. Unter uns Kindern wurde er deshalb heimlich Satan genannt. Eine andere Methode der Strafe war das Nachsitzen. So hatten sich die Lehrer damals einen gewissen Respekt verschafft.

Nach der Einschulung begann der Unterricht mit dem Schönschreiben einzelner Buchstaben, die dann später zu Wörtern zusammengesetzt wurden. In einem Raum mit ca. 50 Kindern verschiedener Jahrgänge gab es während des Unterrichts oft Interessantes mitzuhören. Mein bester Lehrer hieß Paul Resch (ich habe ihn 1998 in seinem Haus in der Heide besuchen können). Er war der Sohn eines wohlhabenden Bauern. Auf seinem Weg zur Schule benutzte er ein Fahrrad, und manchmal durfte ich aufsitzen und mitfahren. Vera Giedigkeit, ein gleichaltriges, kräftig gebautes Nachbarmädchen, war meine ständige Begleiterin auf dem Schulweg. Oft kam es auf dem Heimweg zu einem Kräftemessen (Ringkampf). Die Pfützen auf den aufgeweichten Wegen hinterließen nicht gerade schöne Spuren auf meinem schicken Lodenmantel. Tadel und Schimpfe von Mutter und Großmutter waren bald vergessen. Die letzte Niederlage musste aber doch durch einen Sieg ausgeglichen werden!

Zur Schule: Jungen und Mädchen saßen getrennt - Jungen links zur Fensterseite, Mädchen rechts. Dazwischen befand sich ein Gang. Auf der Mädchenseite stand ein großer, brauner Kachelofen, der in der kalten Jahreszeit eine angenehme Wärme ausstrahlte. Nicht selten stellten sich die Lehrer mit dem Rücken an den Energiespender.

Der zur Eingangstür nächstgelegene hintere Sitzplatz in der Bankreihe war immer sehr begehrt, weil er viele Vorteile hatte. Es war ein Ehrenplatz. Zu den Sonderaufgaben gehörte z.B., einen neuen Stock zu besorgen, wöchentlich die neuen "Hilf mit" - Hefte zu holen.... Ab der 7. Schulklasse hatte ich betreffs des 1. Platzes einen ständigen Konkurrenten - Walter Petrikat. Walter entwickelte sich später zu einem ehrgeizigen Jungvolkführer.

Unvergessen bleibt mir als kleiner Schüler im Sommer 1933 ein Ausspruch von Lehrer Guddat. An der Rückwand der Klasse hing ein Bild von Adolf Hitler. Herr Guddat zeigte mit seinem Finger auf das Führerbild und sagte in einem überzeugenden Ton: "Wenn wir den nicht hätten!!!" In meiner Kindlichkeit dachte ich: Wenn Hitler stirbt, hört Deutschland auf zu existieren, und was wird dann mit mir?



letzte Reihe: 3. von rechts: Heinz Bremer
3. Reihe, 2. von links: Gerda Bremer - links: Lehrer Resch

Schulsausflug

In meiner 8-jährigen Schulzeit gab es einen sensationellen Höhepunkt: Ein Schulausflug nach Cranz und Königsberg. Drei Reichsmark sollte er kosten! Zu der Zeit war ich 10 oder 11 Jahre alt. Mein Vater spannte die Pferde vor den Leiterwagen und fuhr uns Kinder zur nächsten Bahnstation, Perballen. In Tilsit bestiegen wir einen Dampfer auf der Memel, der uns flussabwärts fuhr, durch die Russ (Mündungsarm der Memel), über das Kurische Haff nach Rossitten auf der Kurischen Nehrung. Für uns war es eine neue Welt mit vielen Eindrücken: Die Vogelwarte, die riesigen, hohen Sanddünen, Segelflieger .. Der Dampfer brachte uns dann weiter bis zur Endstation, ca. 2 km vor Cranz (Ostseebad). Der Fußmarsch bis zum Strand steigerte unsere Erwartung - herrlich blauer Himmel, untergehende Sonne, die sich auf der ruhigen Ostsee widerspiegelte. Zum ersten Mal entdeckte ich, dass unsere Erde eine Kugel ist: Von weit entfernten Schiffen war zunächst nur Rauch zu sehen, später der Mast und dann das ganze Schiff.

Die Jugendherberge in Cranz bot uns die wohlverdiente Ruhe. Am nächsten Morgen aßen wir zum Frühstück unseren von zu Hause mitgebrachten Proviant. Getränke wurden selbst zubereitet: Zitrone und Zucker hatte jeder mitzubringen, Wasser gab es umsonst. Nach dem Frühstück wurden Kartoffeln geschält und Speck geschnitten für eine deftige Erbsensuppe in der Gulaschkanone zum Mittagessen. Und dann ging`s ab an den Strand, an einem Steilufer hinab zum Baden. Ich war wasserscheu; da kamen mir meine Bauchschmerzen gerade recht. Es war ein triftiger Grund, im Trockenen zu bleiben. So durfte ich das Zuschauen genießen.

Nach dem Mittagessen ging die Fahrt weiter mit der Bahn nach Königsberg. Der Zoo war die erste Anlaufstelle. Das nächste Ereignis für uns 26 Kinder war das Schloß mit dem blanken Parkettboden. Damit es keine Kratzer auf dem Parkett gab, mussten wir riesige Filzpantoffeln überziehen. Das Schlittern auf dem blanken Parkett war für uns interessanter als die Räume mit den wertvollen Gemälden zu besichtigen. Die Jugendherberge in Königsberg mit den 3-stöckigen Betten schloss den zweiten Tag ab.

Am anderen Morgen bestiegen wir einen Dampfer in Königsberg, der uns Pregelauflwärts bis nach Tapiau brachte, dann fuhren wir auf der Deime über Labiau ins Kurische Haff, weiter in die Gilge, dann in die Memel bis Tilsit. Der aufkommende Wind über dem Haff brachte unser Schiff ganz schön ins Schaukeln, und die Folgen waren nicht gerade angenehm. - Von den

mitgenommenen 2,00 Mark Taschengeld konnte ich stolz 1,35 Mark zurückbringen!

Taschengeld gab es in der Regel nicht. Wir konnten uns aber durch Sonderaufgaben ein wenig Taschengeld verdienen. So gab es z.B. für jede gefangene Maus einen Pfennig, später wurde dieser "Lohn" sogar um 100 % erhöht, dann gab es pro Maus 2 Pfennige! Am Abend stellte ich die Mausefallen auf dem Getreideboden auf, und morgens, bevor ich zur Schule ging, holte ich die Mäuse raus. Es waren mal 2 bis 3, manchmal auch keine Maus in der Falle. Außerdem gab es für das Nachsammeln der Kartoffeln (nach der Ernte) pro Zentner 10 Pfennige, und am Schluss, wenn kaum noch Kartoffeln gefunden wurden, gab es 20 Pfg. pro Zentner.

Naschwerk gab es höchst selten, und so eiferten wir darum, das Nachtgeschirr von Opa, der ja wegen Rheuma 7 Jahre bettlägerig war, nach draußen über den Hof zum Klo-Häuschen zu bringen. Der Lohn war dann jedes Mal ein Bonbon.

Konfirmation

In den letzten zwei Schuljahren war uns der Konfirmandenunterricht sehr willkommen. Es war eine Abwechslung, nach dem Schulunterricht in unserem Kirchdorf Breitenstein biblischen Unterricht zu erhalten.

Pfarrer Dr. Dr. Richard Moderegger war für die Konfirmanden zuständig. Tag der Konfirmation war der 17. März 1940. Vater spannte die Pferde vor den Schlitten, und so ging es mit Glockengeläut zur Kirche in Breitenstein. Die Glocke am Geschirr des Pferdes und die dumpfen Klänge der Kirchenglocken bleiben unvergesslich. Es war ein feierliches Gefühl im dunkelblauen Anzug (maßgeschneidert) und mit einem Myrtensträußchen im Knopfloch! Wir waren etwa 50 Konfirmanden, Jungen einheitlich in dunkelblauem Anzug, Mädchen in blauem Rock mit weißer Bluse.

Der feierliche Akt: Je 4 Konfirmanden knieten an den Altarstufen und sagten gemeinsam ihren Spruch auf. Es war ein Liedervers, den man sich vorher selber aussuchen durfte. Mein Vers lautete:

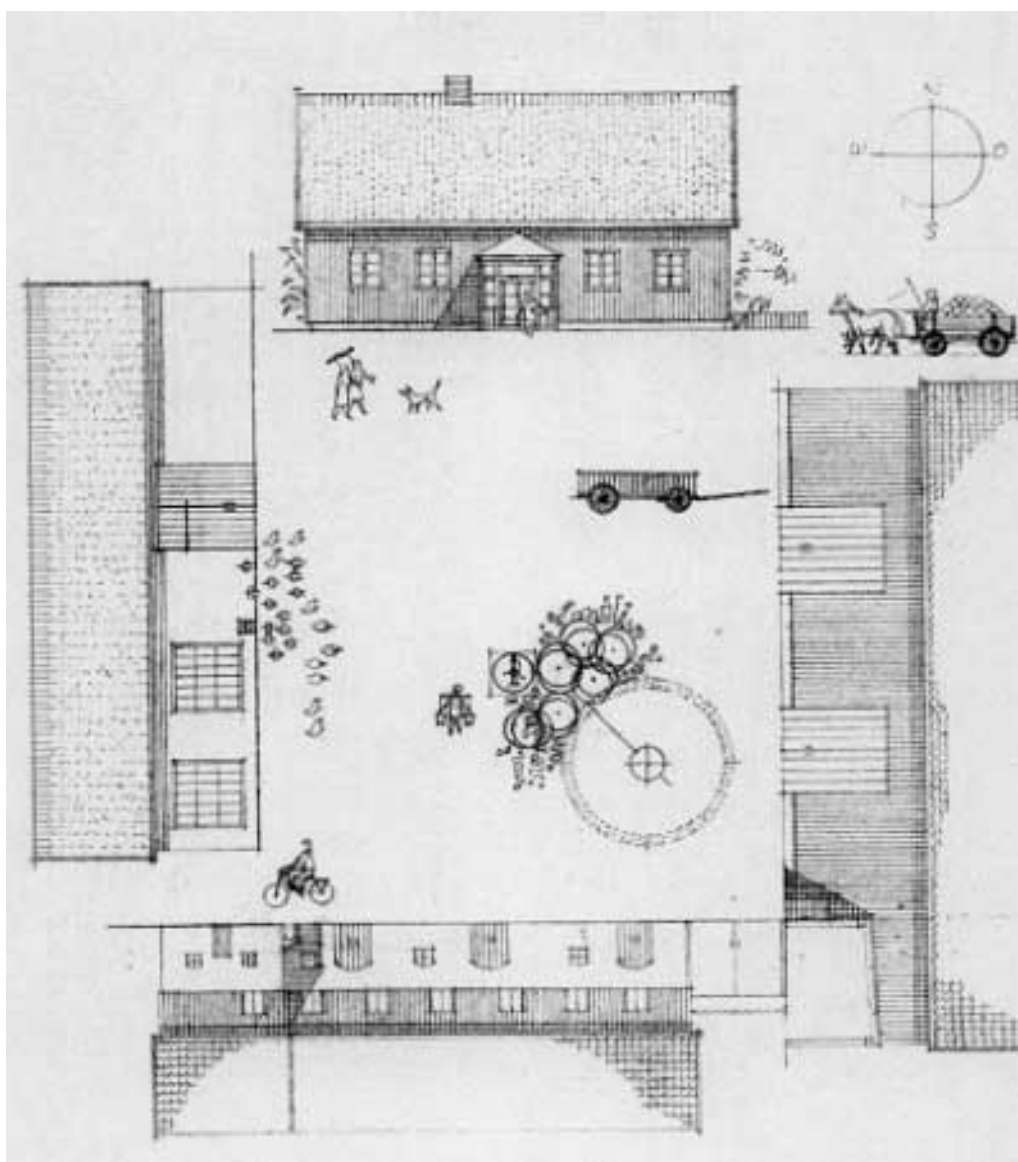
"Ich gebe dir, mein Gott, auf´s Neue Leib, Seel´ und Geist zum Opfer hin. Erwecke mich zu neuer Treue und nimm Besitz von meinem Sinn. Es sei in mir kein Tropfen Blut, das nicht, Herr, deinen Willen tut.

Ich bin getauft auf deinen Namen, Gott Vater, Sohn und Heil´ger Geist. Ich bin gezählt zu deinem Samen, zum Volk, das dir geheiligt heißt. Ich bin in Christo eingesenkt, ich bin mit seinem Geist beschenkt."

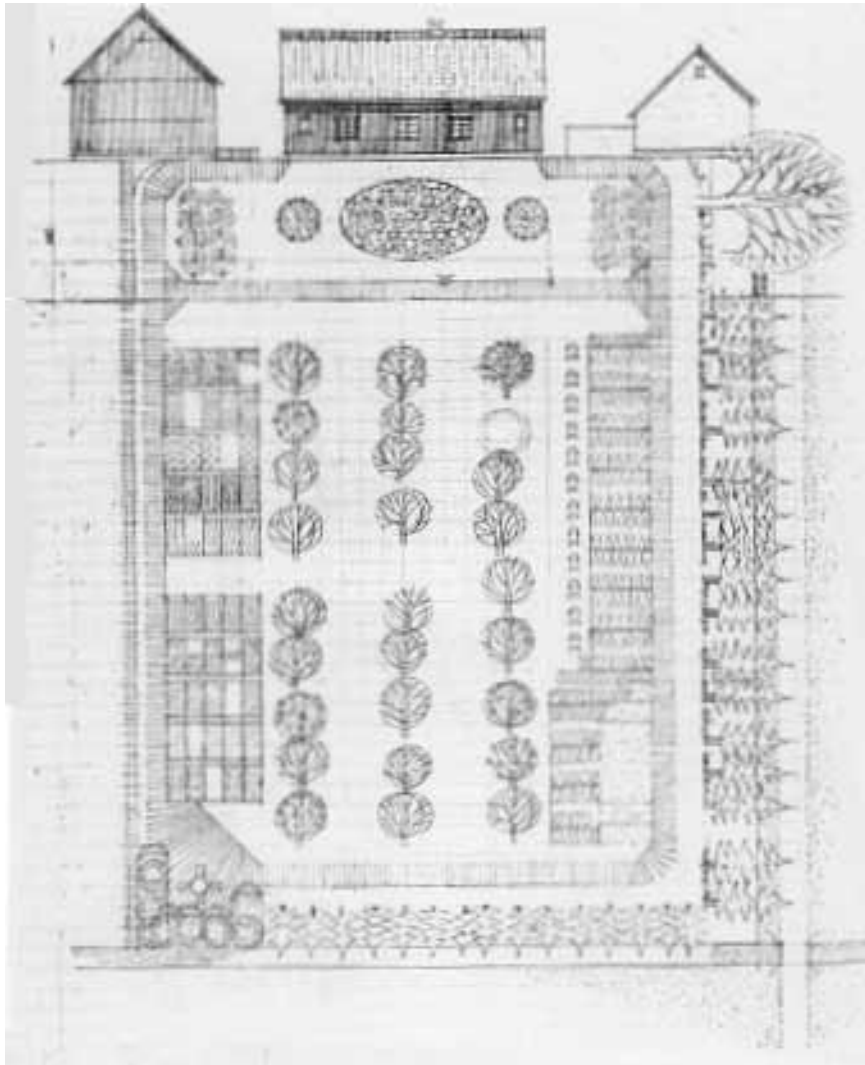
Darauf folgte die Segnung. Es war mir ernst damit, soweit ich es verstand.

Was gab es dann als Konfirmationsgeschenk? - Eine Apfelsine! Und an dem Tag hatte ich frei, brauchte also nicht das Vieh zu versorgen.

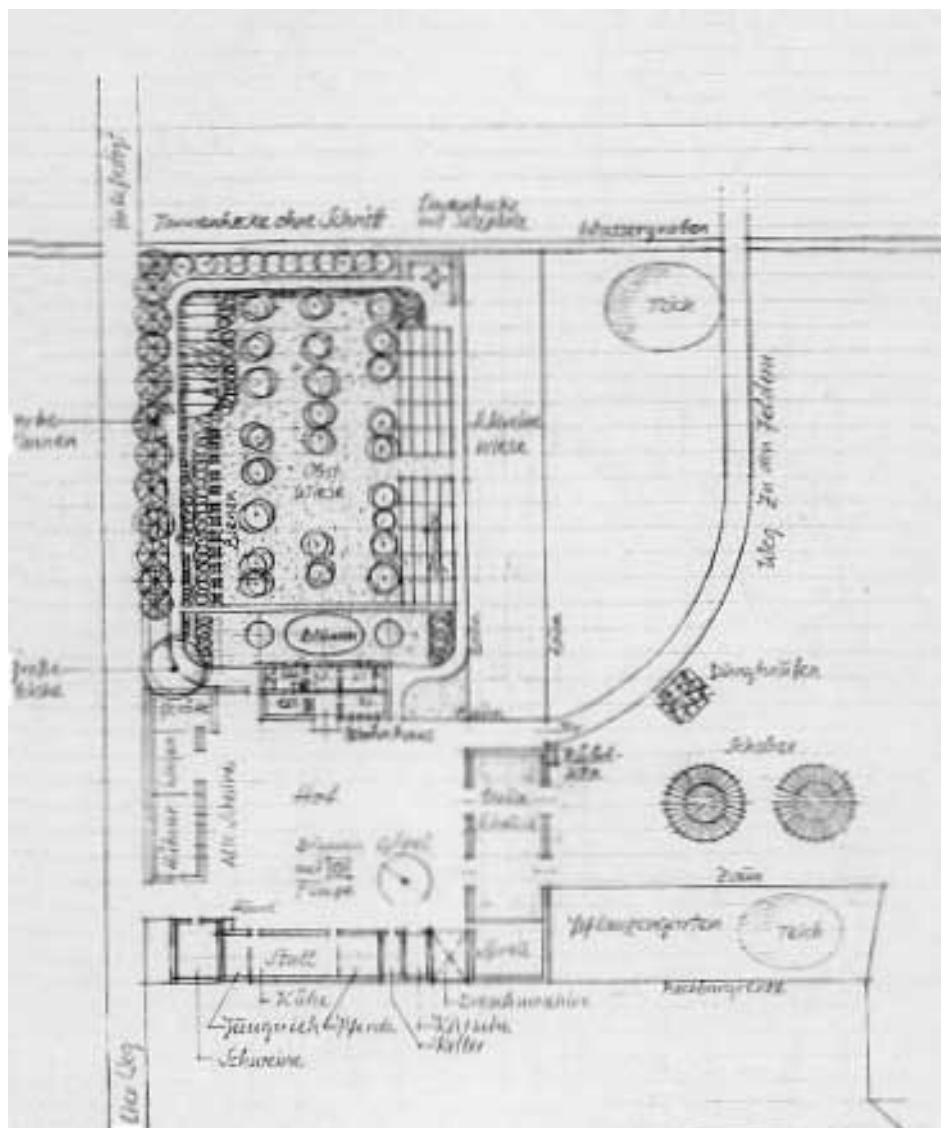
Bauerhof Bremer in Falkenort



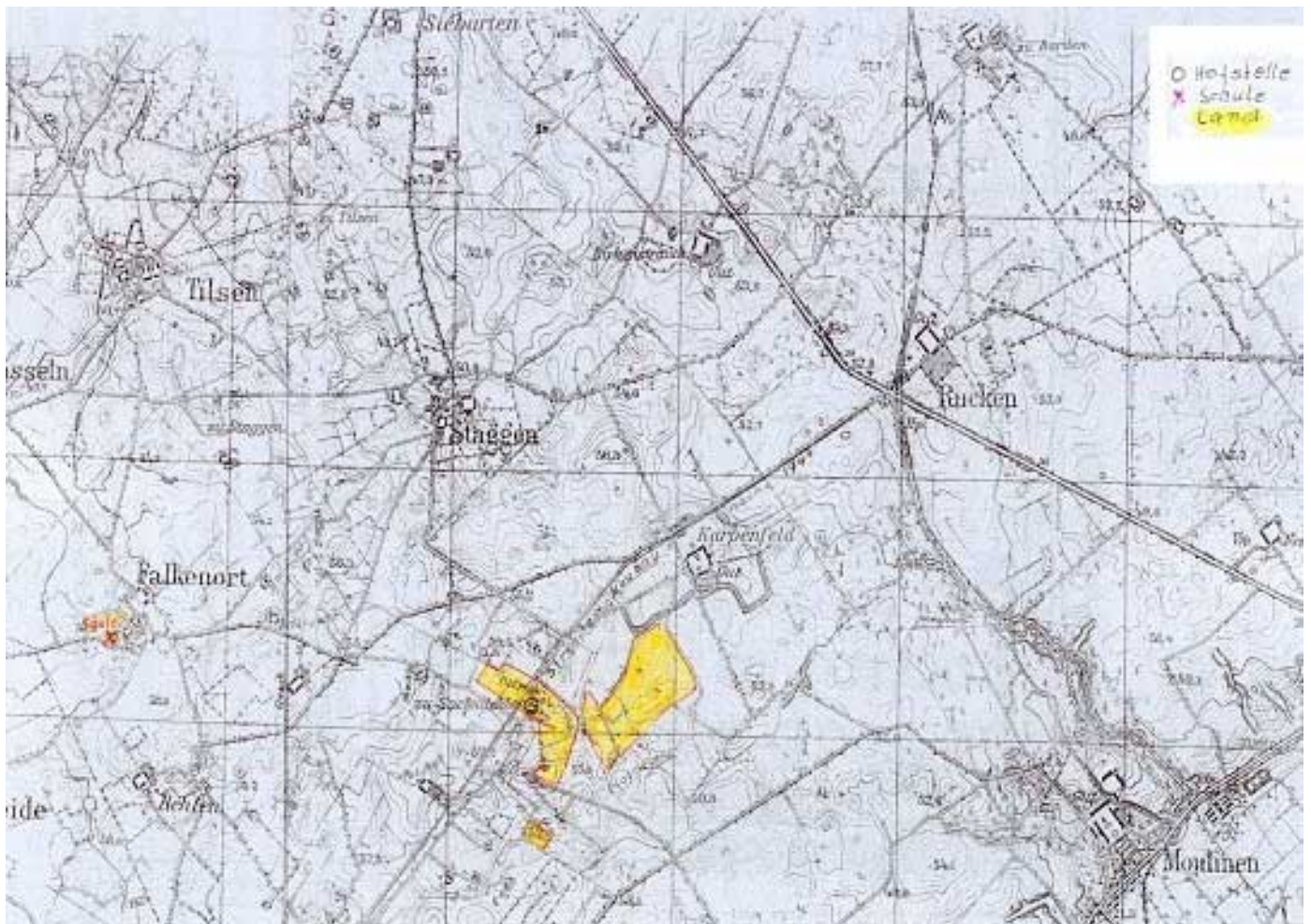
Garten hinter dem Wohnhaus :



Bauernhof Bremer, Falkenort, Post Breitenstein, Kr. Tilsit-Ragnit :



Lageplan :



Schon früh wurden wir Kinder zu Haus-, Hof- und Gartenarbeit herangezogen. Ich war nicht gerade begeistert, wenn ich mit meinem Vater im Kuhstall Nachtwache halten musste, weil eine schwierige Kälbergeburt zu erwarten war. Im Sommer bettelte ich manchmal: "Papa, lass uns doch ´mal an die Inster zum Baden fahren!" Dafür war aber nie Zeit, es gab immer Arbeit. Wenn wir einmal schulfrei hatten oder Ferien, sagte mein Vater: "Gut, Junge, da kannst du mir gleich helfen".

In den Ställen und auf den Feldern gab es reichlich Arbeit, bei der ich meinem Vater half. Der Garten wurde überwiegend von meiner Mutter und Großmutter bearbeitet, und beim Melken musste jeder mithelfen. Eine Kuh, die Myrthe, ließ niemand anders an sich ran als nur meine Mutter und später dann auch meine Schwestern. Sie hat so manchen Melkeimer umgekippt. Ich sehe jetzt noch, wie sie sich immer umdrehte, um zu sehen, wer sie melken wollte, und wenn es ihr nicht passte, schlug sie nach hinten aus. Weil sie aber gute Milch gab, wollten wir sie nicht weggeben. - Als dreijährige, hochtragende Kuh hatte mein Vater sie von einem anerkannten Viehzüchter gekauft. 10 km wurde sie auf einem dazu hergerichteten Pferdefuhrwerk nach Hause transportiert. Hier sollte sie auf einer Rampe nach hinten hin abgeladen werden. Sie machte statt dessen einen halsbrecherischen Sprung seitwärts vom Wagen herunter. Meine Eltern erschrecken sehr! Die Geburt verlief aber trotzdem termingerecht und ohne Komplikationen.

In den Sommermonaten benötigten wir eine zusätzliche Arbeitskraft. Bis 1936 bestand die Möglichkeit, einen Knecht direkt vom Arbeitsamt Tilsit oder Insterburg auszusuchen und gleich mitzunehmen.. Gewöhnlich hatte der Mann seine wenigen Habseligkeiten in einem Karton bei sich. Bei einem Mann erlebten wir eine Enttäuschung: Als mein Vater ihn am ersten Arbeitstag wecken wollte, kam keine Antwort. Nach mehrmaligem Anklopfen stellte er dann fest, dass das Zimmer leer war. Auf und davon – nachts durchs Fenster. Ein anderer Knecht nahm dann seinen Platz ein. Der Monatslohn für Männer betrug laut Absprache 30,00 – 35,00 Mark plus Kost und Logis. Im Winter waren es 25,00 Mark.

Wenige Wochen nach Beginn des Rußland - Feldzuges (Sommer 1941) bekamen wir auf Antrag einen litauischen Landarbeiter. Die Verständigung machte keine Schwierigkeiten, weil meine Mutter litauisch verstand und sprach. Durch gemeinsames Arbeiten auf Hof und Feld und durch intensiven Wort austausch, konnten wir beide uns immer besser verständigen und uns zuletzt sogar über Politik unterhalten. Im Spätherbst desselben Jahres wurde sein Heimweh aber zu groß, und so begleitete mein Vater ihn bis über die

Tilsiter Luisenbrücke über die Memel in die ersehnte Freiheit.

Sonntags wurde erst einmal ausgiebig gefrühstückt und danach aus einem dicken Predigtbuch vorgelesen, 10 bis 12 Seiten (habe sie immer gezählt)! Wir mussten alle brav stillsitzen und zuhören. Nur meine Großmutter stand zwischendurch immer wieder auf, um den Reis umzurühren, der auf dem Herd kochte. Sonntags gab es meistens Milchreis mit eingemachten Kirschen, weil er wenig Arbeit machte.

Sonntag war Ruhetag, da wurde nur die nötigste Arbeit versehen. Selbst wenn es nach Regen aussah - eingefahren wurde am Sonntag nicht, und wir hatten keinen Nachteil oder Verlust. Am Nachmittag wurde geruht oder geschlafen. Der Körper brauchte diese Ruhe auch nach einer arbeitsreichen Woche. Nur das Vieh wurde versorgt.



Hinten von links:
Vater, Mutter (versteckt), Bruder Franz, Ehefrau Luise, Chauffeur, Eugen Bollmann, Maria Bollmann, Frau von Erich Bollmann.

Vordere Reihe: Gerda, Heinz, Ella (hinter Heinz), Günter Bollmann.

Mehrmals im Sommer fanden auf verschiedenen Bauernhöfen Missionsfeste statt. Etwa 100 Leute saßen in der Scheune auf Bänken (Bohlen), ein Posaunenchor spielte. - Alle vier Wochen trafen sich 10 bis 12 Personen in Stubenversammlungen bei verschiedenen Bauern. In dem Friedensboten, einem monatlichen Mitteilungsblatt, wurden die Termine bekannt gegeben.

Im Alter von 12 -14 Jahren gab es für mich fast keinen werfbaren Gegenstand, den ich unberührt liegen ließ. So hatte ich mir eine ganz gute Treffsicherheit angeeignet. Einmal im Winter (ca. 15 Jahre alt): Ich war gerade dabei, den Pferdestall auszumisten und fuhr den Mist mit der "Schleep", vom Pferd gezogen, zum Misthaufen als ich sah, wie sich ein Hase im Garten verlaufen hatte. Schnell brachte ich das Pferd in den Stall, holte aus der Gerätekammer einen Knüppel und warf nach dem Hasen. Es ging ein paarmal daneben, weil der Hase gut im Hakenschlagen war. Dann traf ich ihn aber doch. Der Hase überschlug sich mehrmals und blieb liegen. Ich rannte hin, schlug ihm sicherheitshalber noch einmal auf den Kopf und lief mit meiner Beute zum Wohnhaus. "Was bekomme ich, wenn ich einen Hasen fange?", fragte ich meinen Vater. Er wollte sich aber nicht beim Zeitung lesen stören lassen und reagierte nicht. Als ich nicht locker ließ, sagte er: "fünfzig Pfennig". Vater staunte nicht schlecht, als ich den Hasen herein holte.

Eine weniger erfreuliche Begebenheit, die meine Wurffreude dämpfte: Unsere Nachbarkinder (Hedwig und Herbert Schober), etwa in meinem Alter, kamen über die Weidekoppel auf mich zu. Aus lauter Übermut warf ich ein kleines Steinchen aus noch beachtlicher Entfernung, das leider genau die Stirn des Jungen traf. Er schrie auf, und ich sah die Blutspur auf seiner Stirn. In meiner Panik dachte ich nur an die daraus entstehenden Folgen. Der Heuboden war für mich der geeignete Platz, um mit dem lieben Gott zu reden. Zu meinem Glück waren zur Zeit Sommerferien und ich hoffte, dass darüber Gras wachsen würde. Doch wie es im Leben nun einmal kommt - Herbert, mit einem auffallenden Stirnverband, trifft meinen Vater, der ihn freundlich nach der Ursache fragte. Jetzt kam alles heraus! "Junge, das hätte ins Auge gehen können!" sagte mein Vater. Er hatte wohl gemerkt, dass ich mich dabei nicht wohl fühlte und schimpfte nicht.

Wie schon gesagt, gab es viel Arbeit auf dem Hof. Zur Wintersaat-Bestellung von Roggen und Weizen musste zuvor der Boden umgepflügt werden. Gerade als diese Arbeit dran war, hatte mein Vater einen dicken Fuß und konnte schlecht gehen. Das war passiert, als er ein junges Rind von der Weide holte. Plötzlich fühlte er eine warme Schnauze an seinem Kopf hinter sich (das Rind bullte). Mein Vater sprang zur Seite, das Rind rutschte an ihm herunter und

verletzte dabei seinen Fuß. Nun musste ich als 13-Jähriger das Pflügen übernehmen. Theoretische Anweisungen hatte ich wohl erhalten, aber die Praxis sah anders aus. Drei Zugpferde vor einem schweren Karpflug erforderten viel Muskelkraft. Die erste Furche war immer ausschlaggebend. Sie musste möglichst gerade gezogen werden. Das Ziel ununterbrochen im Auge behalten, die Pferde lenken und den Pflug bedienen erforderte so manchen Schweißtropfen. Bei jedem größeren Stein wurde der Pflug knirschend aus der Bahn gehoben. Da gab es nur eine Möglichkeit: Den Pflug anheben und den "Rückwärtsgang einschalten", was bedeutet, Pferde und Pflug je nach Bedarf 1-2 Meter rückwärts ziehen. Das Pflügen gehörte zu den schwersten Arbeiten der Pferde. In der kühlen Jahreszeit sah man oft schwitzende, vom Dampf umgebene Pferde den Pflug ziehen.

Auf dem Gut Moulinen wurde der Boden schon mit einem Trecker bearbeitet, und ich sagte: "Papa, wann schaffen wir uns einen Trecker an?" "Junge, das ist als Nächstes dran. Erst ein Trecker und dann ein neues Wohnhaus," bekam ich zur Antwort. Vater hatte viele Pläne.

Etwas zum Schmunzeln: Der Lanz – Bulldog -Trecker von Moulinen, eisenbereift, zog Furche für Furche mit seinem schweren Pflug die Bahn auf dem bei uns angrenzenden Feld. Den kurzen Besuch des Inspektors nutzte der Treckerfahrer zu einem Fahrertausch, um die richtige Einstellung am Pflug während der Fahrt vorzunehmen. Wenige Meter vor dem Grenzgraben zeigte sich die Unerfahrenheit und Hilflosigkeit des Inspektors. "Prrr, prrr!" rief er, aber der Trecker hörte nicht. Er überquerte in bedrohlicher Schräglage den Graben, der unsere Grundstücke voneinander trennte.

Der fast tägliche Umgang mit Pferden brachte so manche Unannehmlichkeiten. Einmal bekam ich von meinem Vater den Auftrag, mit einem eisenbereiften Ackerwagen, mit zwei Pferden bespannt, nach Breitenstein zu fahren. Nachdem ich die 12 Kannen Milch bei der Molkerei abgeliefert und die Kannen, gefüllt mit Molke, aufgeladen hatte, ging´s zum anderen Ende des Dorfes, zur Mühle Metschulat, wo ich einige Zentner Getreide zum Mahlen ablieferte. Die Lenkleine der beiden Pferde befestigte ich an der Runge, einem Seitenstück am Leiterwagen, und ging ins Abfertigungsbüro. Durch das Anlassen eines Lastwagens schreckten die Pferde auf, und ich konnte nur noch durch das Bürofenster sehen, wie der Wagen sich in Bewegung setzte. Ich rannte nach draußen und hinterher. In gestrecktem Galopp rannten die Pferde über das Kopfsteinpflaster ortseinwärts. Man stelle sich das Gepolter bei den Eisenreifen vor! Ich konnte noch sehen, wie die Kannen mit der Molke nacheinander vom Wagen purzelten, dann löste sich der Wagen in seine Einzelteile auf. Nach etwa

300 Metern stürzte ein Pferd und der Wagen kam zum Stehen, das heißt: nur die Vorderachse hinter den Pferden; die Hinterachse blieb schon vorher auf der Strecke. Der Langbaum (Verbindung zwischen Vorder- und Hinterachse) war gebrochen. Zunächst suchte ich alle Einzelteile zusammen. Ich war froh, dass den Pferden - bis auf ein leichtes Hinken des gestürzten Pferdes - nichts passiert war. Das zerrissene Pferdegeschirr brachte ich zum nahegelegenen Sattler, der es notdürftig reparierte, und den zerbrochenen Langbaum wechselte der Stellmacher nebenan durch einen neuen Langbaum aus. Meine größte Sorge war, dass dieser Vorfall in der Lokalzeitung veröffentlicht werden könnte, vielleicht noch mit Photo!!! Das wäre mir sehr unangenehm gewesen!

Mit zwei Stunden Verspätung traf ich daheim ein. Mein Vater sah gleich das hinkende Pferd und konnte sich alles Weitere erklären; er tadelte aber nicht, und in der Zeitung erschien auch kein Bericht. (Ich war zu der Zeit ca. 13 Jahre alt.)

Bis etwa 1938 konnten wir unsere landwirtschaftlichen Produkte frei auf dem Markt verkaufen. Gewöhnlich fuhren meine Eltern mit Pferd und Wagen nach Insterburg zum Wochenmarkt. Für die 30 km brauchten wir etwa 4 ½ Stunden. Ab und zu durfte eins von uns Kindern mitfahren. Vor lauter Aufregung konnte ich nachts kaum schlafen. Um 2.30 Uhr begann die Nachtfahrt. War die Asphaltstraße erst erreicht, ging es abwechselnd im Trab oder Schritt, je nach Zeit, denn spätestens um 7.30 Uhr sollte die Ware angeboten werden. Auf der ganzen Strecke sind uns höchstens 1 - 2 Autos begegnet. Mein Vater war sehr redselig und hatte im Laufe der Zeit einige Stammkunden, die gern bei ihm kauften. Eine Angelegenheit war mir sehr peinlich: Wir hatten Ferkel verkauft und eins blieb übrig. Weil mein Vater es nicht wieder mit nach Hause nehmen wollte, fasste er das quietschende Ferkel an die Hinterbeine, warf es sich über die Schulter und rief: "Die letzte Gelegenheit! Ein Sonderangebot!" - Diese Begebenheit geschah auf dem Markt in Breitenstein, wo wir auch immer wieder unsere Ware anboten, besonders auch lebende Kleintiere.

Ein 6 Wochen altes Ferkel kostete 12 bis 16 Mark. Außerdem verkauften wir Butter (das Pfund 1,80 Mark), Eier (das Stück 9 - 11 Pfennige), bratfertige Hühner (das Stück 4,00 Mark). Im Sommer und Herbst boten wir noch Johannisbeeren und Äpfel an. Gegen Mittag waren wir in der Regel fertig. Von einem Teil des eingenommenen Geldes wurde dann das gekauft, was wir nicht selber produzierten, z. B. Zucker, Reis, Seife, Waschpulver. Wir Kinder bekamen dann gewöhnlich eine Tüte Bonbons für 20 Pfennige. Brot (Roggenbrot aus eigenem Getreide) wurde in der Regel selbst gebacken. Es gab höchstens alle paar Monate einmal ein gekauftes Feinbrot, was dann etwas

Besonderes war.

Nun noch ein kleiner Überblick über den Ackerbau und Viehbestand:

Anbau auf dem Acker:

Kartoffeln, Futterrüben, Weizen, Roggen, Hafer, und Gerste.

Viehbestand:

3 Trakehner Stuten als Arbeitspferde und 1 - 2 Fohlen (jährlich). Die Fohlen wurden mit 5 - 6 Monaten entweder an das Gut Moulinen für Remonte - Zwecke (aufgezogen für die Wehrmacht) oder auf dem Fohlenmarkt verkauft.

Ein Trakehner Vollblut-Fohlen mit Stammbaum - der Brand (Brandzeichen) war eine ganze Elchschaufel - hatte mein Vater für 500 Mark zur Zucht gekauft.

Nach und nach stellte er sich auf Herdbuch-Vieh (mit Papieren) um, um eine bessere Leistung zu erzielen.

Mehrmals im Jahr fanden Herdbuch-Vieh-Auktionen statt - in Königsberg, Insterburg und Allenstein.

Eine ostpreußische Tradition war das Einfahren junger Pferde am "Faselowendtag" (Fastnacht) etwa um den 10. Februar. Es war spannend zuzusehen, wenn die etwa 3-jährigen Pferde das angelegte Geschirr in ihrem ungebändigten Temperament wieder loswerden wollten.

Weiterer Viehbestand: 5 Milchkühe, 3 bis 4 Rinder, (Kälber, die nicht zur Nachzucht benötigt wurden, verkauften wir gewöhnlich 8 Tage nach der Geburt für 20 Mark das Stück an Viehhändler), 2 Schafe, 15 - 20 Enten, 2 Gänse und 1 Ganser zur Zucht (ca. 15 Gänse wurden in jedem Jahr geschlachtet), 50 Hühner (Leghorn - weiß, Rodeländer – braun) und 2 Hähne.

Eins der Hühner war ein "Außenseiter". Es flatterte eines Tages immer wieder gegen ein Fenster der Veranda, und als wir die Tür öffneten, lief es hinein, flatterte auf die Bank, auf der eine Decke lag, legte ein Ei und verschwand wieder. Das tat es von da ab jeden Tag. Im Garten hinter dem Wohnhaus standen 12 Bienenstöcke.

Mir persönlich gehörten ca. 20 Brieftauben. Die Zucht davon wurde auch auf dem Wochenmarkt lebend verkauft. Morgens, noch bevor die Hühner aus dem Stall gelassen wurden, öffneten wir den Taubenschlag, und die Tauben bekamen auf dem Hof ihr Futter (Wickenkörner) Sie flogen dann einige Runden um das Grundstück., setzten sich danach auf das Dach und gurrten zufrieden.

Unsere Hofhunde waren nacheinander: Ein Bernhardiner, Schäferhund, Dogge

(erfror in einem kalten Winter), Schäferhund (er wurde auf der Flucht von meinem Vater erschossen, weil er meine Schwester angriff - die angespannte Lage hatte ihn wohl aggressiv gemacht).

Wie schon erwähnt, waren unsere Wege schlecht passierbar. Besonders in der nassen Jahreszeit, im Herbst und Frühjahr, hatten wir oft Mühe, die Kreisstraße zu erreichen. In den immer tiefer werdenden Fahrrinnen sammelte sich Wasser an und die Pferde hatten Mühe, den Wagen zu ziehen. Im Spätherbst 1941 begann der Bau einer von vielen sehnsüchtig erwarteten Verbindungsstraße zur Kreisstraße Breitenstein – Tilsit, keine 100 m von unserem Grundstück entfernt.

50 russische Kriegsgefangene, streng bewacht von 2 bis 3 deutschen Soldaten, leisteten schwere Arbeit. Gearbeitet wurde mit Spaten, Schaufel und Kreuzhacke, keine Maschinen. Das abgetragene Erdreich wurde auf Kipploren transportiert. Die je 5 m langen Gleise der Feldbahn wurden von vier Mann getragen und verlegt. Das erforderte große Kraft. Wie oft sah ich den langsamen und schweren Gang der Gefangenen! Auf Kommando des deutschen Schachtmeisters ertönte aus russischen Kehlen das für mich unvergessliche: "Hau, ra, ronni,- Zie, za, zonni!" Das heißt soviel wie: Eins, zwei, drei – Hauruck.

Die begonnene, zum Teil fertiggestellte Straße konnte nur ca. 2 Jahre genutzt werden. Bei unserem Besuch 1993 in Ostpreußen hatten wir Mühe, diese Straße wiederzufinden. Sie war total zugewachsen, wurde nicht benutzt, weil auch kein einziger Bauernhof mehr existiert, - alles versteppt.

Staatskontrolle

Während des 3. Reichs bestand das Reichs-Erbhof-Gesetz. Bauernsöhnen ab 50 Morgen Land wurde nahegelegt, nach einer gewissen Reife den Hof zu übernehmen. Aus diesem Grund besuchte ich in den Wintermonaten einmal wöchentlich die Landwirtschaftsschule in Moulinen, wo wir von Lehrer Banse unterrichtet wurden.

Ab 1938 wurde der freie Handel für landwirtschaftliche Produkte verboten, und es begann eine streng kontrollierte Pflichtablieferung. Die Stückzahl der Haustiere musste angegeben werden und danach wurde die Ablieferungsquote festgelegt. Die Milch wurde abwechselnd von uns und unseren fünf Nachbarn zur Molkerei nach Breitenstein gefahren. Die jedem zustehende Buttermenge bekam man von der Molkerei zugeteilt. Also durfte man nicht mehr selbst buttern.

Bestimmungen und Kontrolle von der Staatsregierung bekamen nach und nach die Macht über jeden Bürger, was in den Anfängen sogar mit Begeisterung begrüßt wurde. Schon ab der Machtübernahme Hitlers (1933) gab es Organisationen des Jungvolks (Jungen und Mädchen im Alter von 10 - 14 Jahren), der Hitlerjugend HJ (14 - 18 Jahre) und der SA (Sturm - Abteilung, ab 18 Jahre), die sich in den Jahren immer stärker ausbreiteten. Die Organisation der 14 – 18 jährigen Mädchen hieß BDM (Bund Deutscher Mädchen).

Mein Vater wehrte sich dagegen, mich zur Hitlerjugend gehen zu lassen, nicht zuletzt deswegen, weil der "Dienst" immer am Sonntag vormittag angesetzt wurde, und das passte nicht zu seiner Einstellung, den Feiertag zu heiligen. Im Januar 1941 wurde ich aber unter Androhung einer Strafe gezwungen, zum HJ-Dienst zu erscheinen.

Etwa ein Dutzend "ununiformierte" Neulinge standen nun am linken Flügel, wenn "angetreten" wurde. Aber bald erhielten wir auf Bezugsschein unsere Uniform: Schwarze Hose mit Lederkoppel, braunes Hemd mit Hakenkreuzbinde am linken Arm, Lederschulterriemen, schwarzes Halstuch mit braunem Lederknoten.

Dienstort war die Mittelschule in Breitenstein. Wenn ich mich recht erinnere, waren wir etwa 150 junge Burschen. Die Mädchen hatten ihren eigenen Dienst. Von Vorteil für mich war die Schulung auf einem Kleinkraftrad der Klasse 4, die mir später bei der Führerscheinprüfung Kl. 2 zugute kam.

Zu dieser Zeit war der Russland-Feldzug voll im Gange. Ich war schon immer begeistert von der Fliegerei. Schon vor Kriegsausbruch konnte ich die Flugzeuge bei ihren täglichen Übungen stundenlang beobachten. Später interessierten mich die verschiedenen Flugzeugtypen wie JU 87 und 88, Heinkel HE 111, sowie das Jagdflugzeug Messerschmitt 109. Feindliche Flugzeugabschüsse von deutschen Piloten und deren Auszeichnungen dafür waren mir trotz laufender Veränderungen stets bekannt. Gut ist mir noch in Erinnerung, wie kurz nach Kriegsbeginn mit Russland sieben russische Bomber bei Tag - fast über unserem - Land von zwei deutschen Jägern (ME 109) der Reihe nach abgeschossen wurden.

Unvergesslich blieben für mich als Heranwachsender die enormen Truppenbewegungen ½ Jahr vor dem Russlandfeldzug (Juni 1941). Oft quartierte Militär mit Fahrzeugen sich bei uns ein. Ein paar Tage vorher ging ein abgeordneter Quartiermacher von Hof zu Hof um festzustellen, wie viele

Soldaten und Fahrzeuge jeweils untergebracht werden konnten. Mein Vater vermutete schon, dass ein Krieg gegen Russland geplant war und sprach mit einem Feldwebel darüber. Dieser wollte es aber nicht wahr haben und meinte, sie würden nur nach Schweden hinüberziehen. Ein paar Tage später kam er zu meinem Vater und meinte: "Herr Bremer, Sie haben recht, es geht gegen Russland." Nur die höheren Offiziere wussten von dem wirklichen Plan. Die Mannschaft hatte keine Ahnung. Die Taktik war: Geheimhaltung, solange wie möglich!

Es war am 21. Juni 1941, Sonntag morgen, blauer Himmel, Sonnenschein. - Die Invasion begann auf breiter Front mit gut hörbarem Kanonendonner, der dann im Laufe des Tages abebbte. Des besseren Verständnisses wegen ist zu erwähnen, dass die Staatsgrenze Deutschland - Litauen ca. 35 km Luftlinie von uns entfernt war.

Ein Jahr später: Musterung für die Wehrmacht (noch 16 Jahre alt). Ergebnis: Infanterie Ersatzreserve 1. Infanterie bedeutet = Fußsoldat. Welch eine Enttäuschung! Ich wäre gern zur Luftwaffe gegangen.

Monate später wurde in unserer Zeitung "Die Memelwacht" für Freiwillige geworben als Unteroffiziersschüler der Luftwaffe. "Junge, da melde dich", sagte mein Vater, "denn je länger du eine Ausbildung machst, um so später kommst du an die Front". Ich meldete mich sofort und bekam auch umgehend Formulare vom Wehrbezirkskommando zugeschickt mit einem Wehrmachts-Fahrschein zur Gesundheits- und Eignungsprüfung nach Königsberg, Hufenkaserne, General Litzmannstraße. Es war ein Weltereignis für mich!

Für meine freiwillige Bewerbung benötigte ich die Geburtsurkunde der Eltern und Großeltern sowie deren Heiratsurkunden (betr. arischer Abstammung). Vor der Einberufung zum Militär musste aber noch der Reichsarbeitsdienst absolviert werden.

Arbeitsdienst

Der Einberufungsbefehl zum Arbeitsdienst lautete: 10.3.1943 Paluki bei Zichenau, im heutigen Polen, nördlich von Warschau. Die Reisedstrecke per Reichsbahn führte über Insterburg, Allenstein, Neidenburg, Soldau nach Zichenau. Ab Zichenau ging es weiter mit einer Feldbahn (offene Waggons) 12 km bis Endstation Paluki. Einsame und verlassene Gegend, total ebene Landschaft. Hier standen schlichte RAD-Baracken (Reichs-Arbeits-Dienst) für 400 Mann. Etwas außerhalb des Geländes wohnte in netten Einfamilienhäusern das Ausbildungspersonal mit Familien. Mit Ausnahme einiger militärischer Übungen bestand der Tagesablauf hauptsächlich aus Erdarbeiten wie Straßenbau und Beschaffung von Baumaterial. Der tägliche Empfang von Schaufel, Spaten und Kreuzhacke zum Straßenbau wurde zur Routine. Das Erdreich wurde mit Loren einer Feldbahn transportiert. Den meisten von uns fiel die Arbeit schwer und sehnsüchtig wurde der Feierabend erwartet. Ich war von Haus aus hartes Arbeiten gewohnt, deshalb konnte ich es besser verkraften.

Zur täglichen Körperpflege stand unter freiem Himmel ein langer Waschtrog mit vielen Wasserhähnen, aus denen allerdings nur kaltes Wasser floss. Die pflegeleichten "Zwölf-Zylinder-Toiletten" (Plumpsklo ohne Zwischenwände und Wasserspülung) waren manchmal peinlich, manchmal lustig. Zum wöchentlichen Kleiderappell musste stets die gewaschene weiße Kragenbinde (eingeknüpft im Arbeitsanzug) vorgezeigt werden.

Alle 10 Tage erhielten wir unseren wohlverdienten Arbeitslohn, der sage und schreibe 2,50 Reichsmark betrug. Ja, das Komma steht an der richtigen Stelle! Bei einer 6-Tage-Woche ergibt das einen Stundenlohn von 3 Pfennigen.

Nach einem $\frac{1}{4}$ Jahr durften wir uns unsere Privatkleidung von daheim schicken lassen, die uns bei der Einkleidung abgenommen worden war. Als "Freiwilliger" musste ich nur $\frac{1}{4}$ Jahr beim RAD bleiben, sonst waren es 6 Monate.

Militär

Nur 2 Monate blieben mir nach dem Arbeitsdienst auf dem elterlichen Hof, bis mich Anfang August 1943 der Stellungsbefehl erreichte. Er lautete: Antritt am 17.8.1943 in Neu-Sandez. US (Unteroffiziersschule) der Luftwaffe. Stempel: Generalgouvernement.

Atlas hergeholt und erst einmal nachgeschlagen. Oh weh, in den Karpaten, unweit der tschechischen Grenze am Dunajecz. Das ist ja eine halbe Weltreise!

Mein Vater fuhr mich mit der Kutsche nach Breitenstein zur Bushaltestelle. Seine Abschiedsworte waren: "Suche Jesus und sein Licht; alles andre hilft dir nicht!" Ich verstand die ermahnenden Worte gut, erinnerten sie mich doch an so manche aussichtslose Situation. Die 900 km Bahnfahrt führte ab Insterburg über Königsberg, Elbing, Dirschau, Posen, Breslau, Krakau, Tarnow, dann südwärts durch die Berge nach Neu Sandez, meinem Bestimmungsort.

Von jedem neu eintreffenden Zug wurden die Neulinge von Wehrmachtsangehörigen zu der bestimmten Kaserne abgeholt. Müde von der Fahrt durften wir noch einige Stunden in unseren Kasernenbetten schlafen.

"Einkleiden", hieß die nächste Parole, was gleichzeitig "entkleiden" bedeutete. Jede Privatkleidung musste nach Hause geschickt werden. In der neu verpassten Uniform begann nun die 12-monatige Ausbildungszeit. Meinem Wunsch entsprechend war ich nun der "**Unteroffiziersschüler Bremer**" der Luftwaffe. Bei jeder "Meldung" gehörte diese Bezeichnung dazu.

Nach der Einkleidung ging es gleich militärisch zu. Zuerst der Größe nach antreten. Dann wurde die Kompanie in "Zug" und "Gruppe" eingeteilt. Diese so zusammengestellten Leute blieben während der ganzen Ausbildungszeit in dieser Formation zusammen. Mein Platz war jetzt im ersten von drei Zügen.

Die ehemalige polnische Kaserne mit ihren mehrstöckigen Gebäudeblöcken bot Platz für 500 Mann. Disziplin und Gehorsam wurde uns täglich beim Exerzierdienst eingeimpft. Peinlich genau, fast leidenschaftlich achtete unser Kompaniechef, Major Kraft, bei angetretener Mannschaft auf Vordermann- und Seitenrichtung. Die Fußspitzen mussten in V-Stellung den Nebenmann berühren und wehe, ein Fuß tanzte aus der Reihe! Wie oft wurde der "Ertappte" zu sonntägiger Arbeit verdonnert. Nach sechswöchiger Dienstzeit fand die Vereidigung statt. Die Vereidigungsformel lautete: "Ich schwöre bei Gott, dass

ich dem Führer und obersten Befehlshaber des Volkes, Adolf Hitler, unbedingten Gehorsam leisten und bereit sein will, für diesen Eid mein Leben einzusetzen." - Mein Mund sprach diesen Eid, weil ich es musste, aber mein Herz war nicht dabei.

Nach der Vereidigung konnten wir bei Vergehen disziplinarisch bestraft werden. Die Mindeststrafe, drei Tage Bau, heißt: Verschlossene Ein-Mann-Zelle, abgenommene Hosenträger und Schnürsenkel. Ganz schön deprimierend für ein kleines Wachvergehen oder den Verlust eines Ausrüstungsstücks! Ich selber blieb davor verschont.

Zweimal in der Woche bekamen wir je 5 Stunden Fachschulunterricht. Da wir uns für 12 Jahre verpflichtet hatten, wurde großer Wert auf Aus- und Weiterbildung gelegt. Da Deutschland sich ja zur Zeit im Kriegszustand befand, waren mein Vater und ich darauf bedacht, eine möglichst lange Ausbildungszeit wahrzunehmen, um einen frühen Fronteinsatz zu vermeiden.

Zurück zum Kasernenleben, das ein Jahr dauerte. 16 Mann aus dem gesamten Deutschen Reich belegten einen großen Raum mit einem riesigen, alten Kachelofen, der in der kalten Jahreszeit für die richtige Temperatur sorgte. Die doppelstöckigen Holzbetten, Matratzen, gefüllt mit Holzwole, waren leider ideale Brutstätten für Flöhe. Außer dem Mittagessen wurden die Mahlzeiten auf den "Stuben" eingenommen. Oft wurde die Tagesration schon am Abend nach der Essenausgabe restlos verzehrt. Die Tagesration bestand aus ½ Kommissbrot, 25 g Butter, 30 g Jagdwurst, fast täglich 30 g Kunsthonig und letztlich 10 Zigaretten, die ich gegen Süßigkeiten bei den Unteroffiziers- Vorschülern eintauschte, denen noch keine Rauchwaren zustanden,. Das Mittagessen wurde gemeinsam kompanieweise in einem großen Speisesaal eingenommen. Pellkartoffeln gehörten fast täglich auf den Tisch, je 6 Mann eine Schüssel, Soße und Frikadellen, deren Zusammensetzung ein Geheimnis der Küchenleitung blieb. Es war ein Massenfutter für stets hungrige Mägen. Trotz magerer Kost waren wir erstaunlich leistungsfähig, und niemandem hat´s geschadet.

Grundsätzlich ging es bei Gelände- und Schießübungen im Gleichschritt singend durch die Stadt. Was ging wohl in den Köpfen der polnischen Bevölkerung vor, wenn sie uns sah? Wir hatten ja ihr Land eingenommen. - Am 1. September 1939 begann der Feldzug gegen Polen und in 18 Tagen hatten sie kapituliert.

Unvergesslich bleibt für mich meine erste Schießübung auf die Zielscheibe.

Jeder musste mit seinem eigenen Karabiner auf eine 400 m entfernte Zielscheibe schießen. 1. Schuß war eine "Fahrkarte", d. h., nicht einmal die 1 x 1 Meter große Scheibe traf ich.

Militärische Grundausbildung im ersten Halbjahr war Voraussetzung für einen Sonderurlaub. Weihnachten 1943 stand vor der Tür. Wegen guter Führung und auf Empfehlung meines Gruppenführers, Siegfried Arndt aus Cuxhaven, war ich unter den Glücklichen. Es gab einen Urlaubsschein vom 21.12.1943 bis 5.1.1944. (mein 18.Geburtstag)

Fast feldmarschmäßig ausgerüstet, mit Karabiner, ging es heimwärts durch das ehemalige Polen (jetzt unter deutscher Besatzung). Bewaffnet musste man aus Sicherheitsgründen sein, da Sabotage und Anschläge überhand nahmen. Stalingrad war inzwischen gefallen. Durch die hohen Verluste deutscher Truppen ging´s unaufhaltsam rückwärts. Für meinen Vater stand es fest: Der Krieg ist für uns verloren, aber wehe dem, der seine Meinung diesbezüglich aussprach!

Die deutsche Propaganda-Maschinerie arbeitete auf Hochtouren. Kriegstatsachen wurden durch Medien falsch wiedergegeben. Das Hören feindlicher Rundfunksender war streng verboten. Auf den Bahnhöfen hingen große Transparente, z.B.: "Vorsicht! Feind hört mit!" oder "Räder müssen rollen für den Sieg; reisen kannst du nach dem Krieg." Autoreifen mussten für militärische Zwecke abgeliefert werden. Viele deutsche Städte waren durch Bomben zerstört .

Die wenigen Urlaubstage vergingen schnell. Uns allen war klar und besonders mir: Die Heimat siehst du nicht wieder!

Das Leben in der Kaserne ging weiter. Hin und wieder wurde ein Kommando zum Partisaneneinsatz abkommandiert. Krakau, die Stadt an der Weichsel, war für unseren Zug eine willkommene Abwechslung. Streifenkommandos, bestehend aus drei Mann, hatten die Aufgabe, Wehrmattsangehörige nach Aufenthalts- und Urlaubserlaubnis zu kontrollieren. Durch die immer näher rückende Ostfront wurde der Widerstand und die Sabotage der polnischen Bevölkerung spürbar größer. Kam ein Deutscher durch Polen ums Leben, wurden 20 Polen dafür erschossen.

Der 20. Juli 1944, Attentat auf Hitler, brachte auch für die Wehrmacht einschneidende, strengere Bestimmungen.

Als sich die russische Front langsam der Stadt Lemberg näherte, ca. 100 km vor Neu- Sandez, wurde ich mit einem Kommando von 50 Mann Richtung Osten zu einem deutschen Flugstützpunkt (Krosnow) abkommandiert. Der Auftrag lautete: Verlegung des vorhandenen Materials und der Flugplatzausrüstung sowie Bewachung des Platzes.

Bei ununterbrochenem Einsatz unserer Jagdbomber, die die russische Panzerspitze angriffen, buckelten wir zwischen Start- und Landebahn 50 kg schwere Bomben, die rings um das Rollfeld gestapelt wurden. Absicht war, das Rollfeld zu sprengen, damit der Russe es nicht für eigene Zwecke nutzen konnte. Es war ein hektisches und gefährliches Treiben! Uns wurde zugesagt, mit der letzten JU 52 Richtung Westen ausgeflogen zu werden. Wir waren uns der brenzligen Lage sehr bewusst. Russische Panzerspitzen waren bis auf wenige Kilometer vorgedrungen und wir waren fast abgeriegelt. Durch den pausenlosen Einsatz deutscher Kampfflugzeuge und schwerer Flak gelang es, den Feind zurückzudrängen. Nach etwa 3 bis 4 Tagen - mit wenig Schlaf - konnten wir abgelöst werden und kamen heil heraus. Für mich war es ein kleiner Vorgeschmack auf das Bevorstehende.

Wir konnten als Freiwillige unsere zukünftige Spezialausbildung innerhalb der Luftwaffe frei wählen, z.B.: Fliegendes Personal, Bodenpersonal, Flak, Division Hermann Göring oder Fallschirmtruppe. Fliegen war schon immer mein Traum, deswegen wäre ich gern zum fliegenden Personal gegangen.

Die Ostfront rückte unaufhaltsam näher. Deshalb wurde unser Standort nach Jütland/ Dänemark verlegt, per Bahntransport. Weil ich zu dieser Zeit mit 50 Mann in dem erwähnten Krosnow eingesetzt war, mussten wir einige Tage später quer durch Deutschland unserer Einheit nachreisen.

Bei einem Aufenthalt in der dänischen Stadt Esbjerg hatten wir die Gelegenheit, eine große Portion Schlagsahne zu verschlingen. Danach wurde uns leider furchtbar übel. -Ein ungewohntes Bild bot sich uns in Dänemark: Saubere, unzerstörte Städte, Geschäfte, in denen es noch alles zu kaufen gab.

Der Ort Rom, 3 km vom Hafenstädtchen Lemwig entfernt, sollte für uns die letzte Station der Ausbildung sein. Schlichte Baracken waren unser Quartier, was uns bei der guten Verpflegung zweitrangig erschien. Gut getarnt, eingerahmt von Kiefern, befand sich unser Gelände. Flugzeughallen und Startbahn waren nebenan. Die Bewachung unseres Transportzuges wäre mir fast zum Verhängnis geworden. Wehrmachtsgut musste streng gegen Diebstahl und Sabotage bewacht werden. Ich war zu einer Zwei-Mann-Nachtwache

eingeteilt. Der abgestellte Transportzug bestand aus Güter- und Personenwagen. Die Neugier trieb uns, einmal das Innere eines Abteils zu betreten. Gerade zu dieser Zeit kontrollierte ein verantwortlicher Wachhabender. "Sofortige Wachablösung!", lautete der Befehl. Alles weitere konnten wir uns denken - mindestens drei Tage Bau! Und das kurz vor unserer Beförderung zum Gefreiten! Wir konnten aber aufatmen, denn er hatte uns nicht gemeldet. Die Wachvorschrift lautete: Mit aufgesetztem Stahlhelm und geladenem Karabiner patrouillieren, ohne sich zu setzen.

Die Ausbildungszeit näherte sich ihrem Ende. Unser "Spieß" (Hauptfeldwebel) las die Namen der zu Versetzenden vor. Eine kleine Atempause - dann die Namen der 12 Mann, deren Los es war, noch ein Jahr als stellvertretende Gruppenführer zu bleiben, wozu ich auch gehörte. Wie enttäuschend für mich, denn ich wollte doch endlich zur Fliegerei kommen! Gottes Wege kannte ich zu der Zeit noch nicht.

Der Abschied von vielen vertrauten Kameraden fiel uns allen nicht leicht. Allmählich kehrte Ruhe ein. Nur wenige - aus allen Kompanien und Dienstgraden - verbrachten die Zeit mit Testversuchen von Sprengsätzen, bis die neuen Rekruten eintrafen.

Die neuen Rekruten wurden eingekleidet, und der Dienst begann für mich jungen "Gefreiten und Unteroffiziersanwärter". Nach einem weiteren Jahr bestand die Möglichkeit, zum Unteroffizier befördert zu werden, doch nach zwei Wochen kam der Befehl:

Totaler Kriegseinsatz!

Alle Rekruten wurden versetzt zu einer 6-wöchigen Ausbildung, denn sie waren noch unreif für den Fronteinsatz. Alle, vom kleinsten Gefreiten bis zum höchsten Offizier, wurden zu einem Bahntransport mit Ziel "Westen" zusammengestellt. Kurz vor der Abfahrt des Zuges in Lemvig ereignete sich ein tragischer Unfall. Beim Verladen scharfer Granaten rutschte eine von vielen bereits im Waggon gelagerten Granaten aus den Händen eines weiterreichenden Soldaten. Durch den Druck der explodierenden Granate flog der Soldat durch die Tür nach draußen - verwundet. Die drei im Waggon befindlichen Männer hatten durch die explodierenden Sprengkörper keine Chance zu überleben. Geistesgegenwärtig wurde der gefährliche Waggon abseits geschoben - Richtung Bahnhof, was die Bevölkerung natürlich in Panik versetzte.

Der lange Transport setzte sich in Bewegung. Zu der Zeit waren unsere Blicke mehr nach oben als nach vorn gerichtet, denn feindliche Flugzeuge beherrschten den Luftraum. Uns war dabei nicht wohl! Wieder der Anblick zerbombter Städte mit dem Wissen, Heimat und Existenz verloren zu haben.

Beim Überqueren des Nord-Ostsee Kanals sahen wir viele Fesselballons, die von Drahtseilen gehalten wurden. Die Brücke sollte dadurch vor feindlichen Tieffliegern geschützt werden.

Über Hamburg, Hannover, Bielefeld, Krefeld, Geldern (nahe der holländischen Grenze) führte die zweitägige Fahrt. Plötzlich, es war Mitternacht, wurden wir durch eine in unmittelbarer Nähe detonierende Bombe aus tiefem Schlaf gerissen. Die funkensprühende Lokomotive hatte wohl feindliche Jagdflugzeuge angelockt. Die vom Vollmond spiegelnden Abteifenster verrieten dem Gegner ebenfalls ein lohnendes Ziel. Von unseren doppelstöckigen Liegepritschen stürmten wir aus dem stehenden Zug, Bahndamm abwärts schutzsuchend. Dabei bekamen wir von angreifenden Flugzeugen Bordwaffenbeschuss. Ergebnis dieses Zwischenfalls: Vier tote Kameraden.

Unser angeblicher Einsatz sollte den feindlichen Fallschirmtruppen in der Nähe von Arnheim (Holland) gelten. Vorbereitet für den Einsatz warteten wir einige Tage, bis für uns das Unternehmen abgeblasen wurde. "Der Feind ist besiegt!" lautete die Meldung.

Die nächsten schönen Herbstwochen 1944 verbrachten wir zum größten Teil mit Geländeübungen am Niederrhein, im Gebiet von Emmerich - Kleve.

Geschützdonner der immer näher rückenden Front gab mir die Gelegenheit, über den Sinn des oft kurzen Lebens nachzudenken. Dabei stellte ich fest, dass zwischen mir und Gott unvergebene Schuld stand. Diese Schuld lief wie ein Film vor meinen inneren Augen ab. Aber Gott sah meine Not. Durch meine gläubigen Eltern wurden wir Kinder schon früh in Gottes Wort unterwiesen.

Sonntagsschule und Konfirmandenunterricht gaben uns eine gewisse Grundlage, für die ich zu dieser Zeit dankbar war. Die Schuldlast wurde spürbar von mir genommen, als ich sie im Glauben Jesus bekannte. Nach meinem kurzen Gebet, das ich in dem Schützengraben sprach, den ich gerade ausschaufelte, hörte ich deutlich eine Stimme: "Dir sind deine Sünden vergeben." Trotz der gefährlichen Lage, in der ich mich befand, bekam ich Ruhe und Frieden.

Der Krieg war aber noch nicht vorbei. Andere Hürden mussten noch genommen

werden. Grieth am Niederrhein war für die nächsten Wochen unser zu Hause. Strohlager in einem großen Gasthof-Saal waren uns nach anstrengendem Dienst willkommen. Viele von uns wünschten sich einen Fronteinsatz (?!), aber der nie endende Geländedienst auf Frontdistanz bedeutete Überlebenschancen! Diese Einsicht fehlte den meisten.

Anscheinend hatten es die Amerikaner und Engländer nicht eilig, denn der Frontverlauf kam fast zum Stillstand. Dafür war aber die feindliche Luftwaffe um so aktiver.

Eines Tages hieß es: "Ablösung einer Fronteinheit in Kranenburg" (nahe der holländischen Grenze).

Bei Dunkelheit und Regen bezogen wir die Stellung. Ich hatte das Los, die erste Grabenwache (Splittergraben) zu beziehen. Wir verschanzten uns in bereits ausgehobenen Laufgräben. Es war kein angenehmes Gefühl, denn Theorie und Praxis klafften weit auseinander. Die Feindnähe betrug etwa 200 Meter. Dann, in bestimmter Entfernung das für uns vorwarnende "Flupp - Flupp" - Geräusch, und schon krachte die erste Granate etwa 20 Meter neben mir und dann noch mindestens 10 weitere rechts und links von mir. Hockend im Splittergraben wurde mir die Gefährlichkeit dieser ersten "Begegnung" so richtig bewusst. Noch ungewohnt und unerfahren, zog ich bei jeder pfeifenden Granate instinktiv den Kopf ein, obwohl sie weit über den Kopf hinweg flog; denn sonst würde man das Pfeifen nicht hören. Die grüne Wiese sah danach von den Granateinschlägen wie umgepflügt aus.

Bis zum nächsten Einsatz gab es für unsere Kompanie eine mehrwöchige Atempause. Weihnachten 1944, genau an meinem 19. Geburtstag, bezogen wir Stellung in der HKL (Hauptkampflinie). Es war Mitternacht, der Mond schien. Hinter uns ein von den Bewohnern verlassenes holländisches Dorf, vor uns der Feind, der uns mit seinem unregelmäßigen Beschuss auf Trab hielt. Ende Dezember 1944 ging es nach Roermond an der Maas. Hier trennte uns, Freund und Feind, die vom Hochwasser überflutete Maas. Fast sieben Wochen Stellungskrieg, was bedeutet: Ruhe vor dem Sturm!

In einem Büroraum der Stadtwerke war die Kommando-Stelle eingerichtet worden. Die Akten wurden aus den Regalen entfernt und Lebensmittel darin gelagert. Die Stadt war menschenleer, nur wenige Zivilisten bekamen wir zu Gesicht. Viele waren aus der Stadt geflüchtet. Die Keller boten reichlich Auswahl an Eingemachtem. Trotz Verbot holten wir uns hier etwas Essbares

und genossen es als eine gute Abwechslung. Die Wohnungen waren schon von anderen Soldaten vor uns nach etwas Nützlichem durchsucht worden.

Der Befehl lautete: Die Stadt zur Verteidigung ausbauen! Durch die Wände der Reihenhäuser wurden mannshohe Löcher geschlagen, um, vom Feind ungesehen, beweglich zu bleiben. Verschlussene Türen wurden eingetreten. Schubladen lagen durchgewühlt am Boden. Heute noch schäme ich mich vor den Holländern, mit dabei gewesen zu sein.

Ende Februar 1945 begann die Großoffensive (Großangriff) des Feindes. Nördlich von Venlo drängten starke Truppenverbände Richtung Osten. Unsere Einheit wurde daraufhin in das Kampfgebiet verlegt, bis auf drei Mann, zu denen ich auch gehörte. Wir sollten "Einweiser" für die nachrückende Einheit sein, d.h. sie z. B. über die Verhaltensweise des Feindes informieren. Drei Tage später fuhren wir (etwa 20 Mann) mit unseren "organisierten" Fahrrädern mit platten Reifen unserer Einheit 60 km weit nach. Nach einigen Kilometern baute ich die nutzlosen, platten Reifen ab, die nur behinderten, und fuhr auf den Felgen weiter - "Holterdipolter". Unsere Fahrkolonne wurde immer kleiner. Weil man möglichst viel Zeit gewinnen wollte, verkrümelte sich einer nach dem anderen, bis ich schließlich allein übrig blieb. Als ich so dahinstrampelte, stellte sich bei meinem Gefährt eine wahrnehmbare Veränderung ein. Das Hinterrad verformte sich immer mehr, bis es zu einem Bruch kam. Schade, nun musste ich die letzten 5 km meine ganze Ausrüstung tragen und zu Fuß gehen.

"Meldestelle Schloß Wiessel" am Niederrhein war unser Ziel. Die Abenddämmerung setzte ein. Lauter und lauter wurde der fast pausenlose Geschützdonner. Durch die brennenden Häuser von Weeze verfärbte sich der Abendhimmel. - Schauerhaft! Angekommen in Schloß Wiessel erfuhr ich, dass meine Einheit in dem 2 km entfernten Ort Weeze liegt.

Durch den heftigen deutschen Widerstand verstärkte sich der feindliche Druck. Vorbei an brennenden Häuserreihen schlich ich mich bis zu meinem Kompanie-Gefechtsstand, der sich in einem Keller befand. Die Decke war mit schweren Holzpfeuern abgestützt. Hier erfuhr ich, dass ein großer Teil meiner Kompanie bei einem Gegenangriff am Vortag buchstäblich zusammengeschossen wurde = viele tote Kameraden. (wieder Bewahrung!).

Am nächsten Tag, noch vor Morgendämmerung, mussten wir mit 15 Mann außerhalb des Ortes Stellung beziehen. In einem Waldstück getarnt konnten wir uns tagsüber für eine bevorstehende Verteidigung vorbereiten, d. h. Schützengräben ausheben, denn unterhalb der Erdoberfläche war noch immer

der beste Schutz. Unsere spärliche Ausrüstung bestand aus einem Maschinengewehr, einigen Panzerfäusten sowie Handfeuerwaffen. Rückschauend war unsere Ausrüstung gegenüber dem Gegner geradezu lächerlich!

Wie erwartet, setzte in der Dunkelheit das Trommelfeuer des Gegners ein. Trommelfeuer heißt: Pausenloses Detonieren der Granaten. Durch das Trommelfeuer soll die gegnerische Stellung "sturmfähig" geschossen werden. Nach etwa 4 Stunden wurde das Feuer merklich vorverlegt. In meinem Splittergraben redete ich mit Gott über mein Leben und gab ihm ein Gelübde: "Herr, wenn du mich aus dieser ausweglosen Lage herausführst, soll dir mein ganzes Leben gehören!"

Da uns gesagt wurde, es sei noch eine deutsche Einheit in der Nähe, nahm ich an, es seien deutsche Soldaten, die ich hier vor mir sah; aber das war nicht so! In einer vielfachen Übermacht, auf alles Verdächtige schießend, durchkämmten die Amerikaner unser Revier. Als ich sah, dass trotz erhobener Hände mein Nachbar, etwa 5 Meter neben mir, erschossen wurde, wurde mir der Ernst der Lage immer bewusster. Das Gerücht, dass Angehörige der SS und der Fallschirmtruppe nicht gefangengenommen werden sollten sondern sofort erschossen, bestätigte sich hiermit.

Langsam erhob ich mich aus meinem Deckungsloch, - da stand vor mir ein Zwei-Meter-Mann mit Gewehr im Anschlag! Ich hatte ebenfalls den Finger im Abzug meines Schnellfeuergewehrs. Wir schauten uns beide an. Der Pulsschlag ging auf´s Höchste! Sekunden wurden zur Ewigkeit! Ganze zwei Meter trennten uns voneinander. Sollte ich abdrücken, bevor er es tut? Ich konnte nicht schießen. Was mag in meinem Gegner vorgegangen sein? Ob er auch Christ war? Oder stand ein Engel zwischen uns, dass er mich nicht sah? - Er drehte sich um und ging! Ich sah nun meine einzige Chance: Auf - und davon! Im Zick-Zack, über Hindernisse stolpernd, zwischen feindlichen Soldaten, die auf jeden Deutschen schossen, konnte ich fliehen. Ich sehe mich heute noch, wie ein Hase, hakenschlagend, um mein Leben rennen.

Um Abstand zu gewinnen, musste ich durch das vorverlegte Artilleriefeuer hindurch. Der aufgeweichte Acker mit den gestreuten Granateneinschlägen forderte von mir alle Kräfte. Zu meinem Glück war die Behelfsbrücke über das Flüsschen Niers noch begehbar. Vorbei an verendeten Tieren und qualmenden Häuserresten erreichte ich unbesetzte Flakbunker. Tief durchatmend durchdachte ich noch einmal die letzten Stunden. Nein, es war kein Traum. Es war Wirklichkeit: Ich darf leben!!!

Verheerend war die Wirkung der feindlichen Panzer, die mit ihrem etwa 80 Meter weit reichenden Feuerstrahl alles über dem Erdboden verbrannten.

Durch eine gut eingeteilte Truppenbezeichnung konnte jeder versprengte Soldat zu seiner Einheit zurückfinden.

Am nächsten Spätabend hieß es: Absetzen! Unsere Kompanie bestand noch aus etwa 15 Mann = 1/10 der normalen Stärke. Unsere Verluste waren enorm hoch. "GEFALLEN FÜR FÜHRER, VOLK UND VATERLAND", so stand es gewöhnlich in den Todesanzeigen.

Kurz vor Tagesanbruch des 2.3.1945 bezogen wir Stellung 8 km südöstlich von Weeze. - Winnekendonk, unvergesslich für mich, brachte eine große Wende meiner militärischen Laufbahn. - Vor uns eine weite, hügellose Landschaft, hinter uns die langgezogene Ortschaft Winnekendonk. Die bereits ausgehobenen Schützengräben ersparten uns die Arbeit. Der Vormittag verlief ruhig, ohne besondere Vorkommnisse; aber wir rechneten mit dem feindlichen Angriff. Bald tauchten die ersten amerikanischen 50-Tonnen-Panzer vor der etwa 1 km entfernten Häuserfront auf. Zu meiner Linken sehe ich, wie eine deutsche 8,8 cm Flak, gut getarnt, den ersten Panzer anvisiert. Der erste Schuss fällt - eine helle Stichflamme, und der erste Panzer ist kampfunfähig. Aus so weiter Distanz das Geschehen zu beobachten war spannend. In den nächsten 30 Minuten konnte ich erneut die erstaunliche Treffsicherheit unseres Flakgeschützes an den brennenden feindlichen Panzern sehen.

Der feindliche Druck wurde stärker. Das neben mir stationierte Flakgeschütz war vom Feind ausfindig gemacht und unter Beschuss genommen worden. Durch den "Ausfall" (=Tod) einiger Kameraden wurde ich beauftragt, mit einem Maschinengewehr den Feuerschutz zu übernehmen. Mittlerweile bewegte sich eine größere Anzahl feindlicher Fußtruppen, einer Schafherde ähnlich, auf uns zu.

Halb benommen durch den Schusswechsel beiderseits, brachte ich mein MG in Schussposition, anvisierend, den Finger im Abzug, bereit, den ersten Feuerstoß abzugeben. Doch dann, - wie ein innerer Befehl: "Deckung!" Im selben Augenblick vernahm ich einen harten Schlag am Hinterkopf. Abtastend wartete ich einige Augenblicke. Mit Entsetzen stellte ich Blut fest. "Heimatschuss", dachte ich, da ich einen Granatsplitter vermutete. Ich war dankbar, als ich feststellte, dass ich meine Beine und Hände gebrauchen konnte. Mein nächster Gedanke war: "Wie komme ich, vom Feind ungesehen, in Sicherheit?"

Abwechselnd springend und robbend, erreichte ich bald den ersten Sichtschutz. Auf der Suche nach jemandem, der mir einen Kopfverband anlegen konnte, nahm ich meinen Stahlhelm ab. Ein stark verformtes Geschoss fand ich im Stahlhelm.

Ahnungslos über die Ernsthaftigkeit der Verwundung, suchte ich in Kevelaer den Truppenverbandsplatz auf. Auf die Kopfverwundung hinweisend wurde ich aufgefordert, Jacke und Unterkleidung auszuziehen. Die Untersuchung ergab: Schulterblatt-Durchschuss und Hinterkopf-Streifschuss. Mir wurde daraufhin der Verwundetenschein ausgestellt, der sichtbar für kontrollierende Militärpolizei getragen werden musste. Mein steter Begleiter, der Karabiner, wurde mir freundlicherweise abgenommen, worüber ich nicht traurig war.

Am anderen Morgen ging´s zu Fuß zum Hauptverbandsplatz in Kapellen (ca. 15 km). Aus allen Richtungen strömten Verwundete herbei. Durch mangelhafte Versorgung der Wunden stellten sich Beschwerden ein. Die Nacht verbrachte ich mit noch anderen Verwundeten in einer Scheune im Stroh. Unser nächstes Ziel war das Lazarett. "Überfüllt, weiter", hieß es immer wieder. Endlich ergatterten wir einen LKW, auf dessen Ladepritsche wir im Morgengrauen über die Wesel- Rhein-Brücke Richtung Dorsten fuhren. Endlich, nach tagelangem Hin und Her erhielt ich ein Bett in einem Lazarettzug, das ich mit einem verwundeten Kanadier teilen musste. Ein eigenartiges Gefühl! War er mein Feind? Der Zug traf nach mehreren Unterbrechungen durch feindliche Flugzeuge in Hengelo ein, wo wir vom Bahnhof zum Lazarett (hergerichtete Schule) laufen mussten, krumm, gebückt wie ein alter Mann.

Als erstes: "Entlausung", bis dahin ein Fremdwort für mich. Klassenräume waren für Verwundete hergerichtet worden, in deren Krankenbetten wir gute Betreuung fanden. Bomben brauchten wir nicht zu befürchten, da es eine holländische Stadt war. Allen wurde Bettruhe verordnet, egal, ob sie schwer oder leicht verwundet waren.

Leider gingen die wohltuenden und für den März schönen Frühlingstage schnell vorbei. Nach 20 Tagen erreichte uns die wenig erfreuliche Nachricht des Oberstabsarztes: "Voraussichtlich wird der Amerikaner in der kommenden Nacht die Stadt einnehmen." Aus diesem Grund bekamen die meisten der Verwundeten ihr Soldbuch zurück mit dem Vermerk: "Zurück zur Truppe". Eine Ausnahme bildeten die Fuß- und Beinverletzten.

Mit einem Team von drei Mann verließen wir die Stadt Richtung Nord-Osten, um

Aufnahme in einem anderen Lazarett zu finden, weil unsere Wunden noch nicht verheilt waren. Zu Fuß ging's über Rheine, Bramsche, Quakenbrück, Cloppenburg, Bremen bis Lüneburg. Immer wieder wurden wir weiter geschickt, weil die Lazarette überfüllt waren. Auf unserer Wanderstrecke fanden wir bei der Bevölkerung viel Verständnis, Verpflegung und Unterkunft für die Nächte. Wir mussten auch nicht die Straße verlassen, um nach Schutz vor angreifenden Jabos (englische Jagdbomber) zu suchen, denn am Straßenrand befanden sich in kurzen Abständen genügend Deckungslöcher. Ein älterer Oberstabsarzt in Lüneburg fragte mich: "Haben Sie hier Angehörige?" Ich musste mit "nein" antworten. Ich wusste nicht, dass meine Eltern und Schwestern geflüchtet waren und nun in Bad Oldesloe wohnten. "Ja, dann muss ich Sie leider zu ihrem Ersatztruppenteil schicken". "Oh weh", dachte ich, "Brandenburg an der Havel - um Berlin toben Kämpfe -, so kommst du vom Regen in die Traufe!"

Um möglichst viel Zeit zu gewinnen, tat ich so, als wüsste ich nicht, wo meine Truppe sich befindet, um dann über die Meldestelle in Hamburg danach zu fragen. Mit dem Gedanken, nur nicht erwischt zu werden und keinen Fehler zu machen, nutzte ich jede Panne und Verspätung aus. Zu meiner Beruhigung hatte ich ja die immer noch nicht ausgeheilte Fleischwunde, die ich den Spähern der Militärpolizei (auch Kettenhunde genannt) bei Verlangen vorzeigen konnte.

Vom Hamburger Hauptbahnhof aus ging es dann aber doch gegen Abend ab in Richtung Brandenburg/Havel. Die funkensprühende, mit Briketts beheizte Lok war gefährlich für uns, denn sie zog die "Nachtjäger" an, und so passierte es, dass wir bei Rathenow mitten im Wald den Zug verlassen mussten. Das ging inzwischen schon routinemäßig.

Angekommen in unserer Flakkaserne, fand die Untersuchung auf Kriegstauglichkeit statt (7.4.45). Täglich beobachteten wir aus dem Fenster, wie auf dem Exerzierplatz neue Kampfeinheiten ausgerüstet und mit einer lächerlichen Panzerfaust auf dem Rücken nach Berlin abkommandiert wurden, wo zur Zeit schwere Kämpfe stattfanden.

Fast jede Nacht schnappten wir bei Fliegeralarm unsere Decken, und ab ging's Richtung Stadtrand in Deckungslöcher.

Die ärztliche Diagnose für mich lautete jeden zweiten Tag: Bedingt Kv, d.h. bedingt kriegsverwendungsfähig - mit Behandlung.

Aufatmen, als am 18.4. der Befehl kam: "Alle noch nicht Kv-geschriebenen Wehrmachtsangehörigen in Trupps zu 16 Mann zum Sammelpunkt nach Sevekow." (etwa 80 km nördlich von Brandenburg). Also nicht nach Berlin. Erleichterung - für uns ist der Krieg aus!!

Noch am selben Tag verließen wir Brandenburg. Selten ergatterten wir einen LKW oder Trecker, der uns ein Stück mitnahm. Auf den Straßen bot sich ein buntes Bild: Militär, Flüchtlingstrecks sowie KZ-Kolonnen in gestreiften Anzügen, begleitet von Wachpersonal. Verpflegung erhielten wir von Feldküchen, die hier und da an den Straßen standen. Geschlafen wurde in Scheunen auf Stroh. Während wir so dahin marschierten, gingen unsere Augen immer wieder nach oben - kamen feindliche Flieger?

Aus der Entfernung von ca. 10 km konnten wir einen Fliegerangriff auf die Stadt Nauen beobachten. Es war am hellen Tag, am 20. April, Führers Geburtstag, als wir die Bomben fallen sahen. "Das ist sicher ein Geburtstagsgruß an Hitler", dachte ich. Das Ende des Krieges war absehbar.

Nach 5 - 6 Tagen kamen wir am vereinbarten Sammelpunkt Sevekow an, unweit vom Müritzsee. Hier erfuhren wir, dass unser geplantes Ziel, Dänemark, geplatzt ist. Schnell vorrückende englische Verbände hatten den Zugang abgeriegelt. Die bevorstehende Gefangenschaft war für uns unausweichlich.

Etwa 16 km südwestlich von Güstrow ließen wir uns bei einem Bauern für ein paar Tage nieder. Ein Hammel und ein halbes Schwein waren gerade ausreichend für uns 16 Mann. Zwei Mann mit Kochkenntnissen wurden zum Zubereiten bestimmt. Den Hammel durfte ich mit einem "mutigen" Kameraden schlachten. Fünf warme Mahlzeiten mit reichlich Fleisch bekamen uns allen gut. Aus Dankbarkeit für die freundliche Aufnahme, half ich dem Bauern beim Kartoffelpflanzen; es war der 1. Mai.

Der immer lauter werdende Kanonendonner der Ostfront veranlasste uns, weiter Richtung Westen zu ziehen. Wie Hasen beim Kesseltreiben kamen wir uns vor. Unser aller Gedanke war, nur nicht dem Russen in die Hände zu fallen! Ungewißheit und Hilflosigkeit war von allen Gesichtern abzulesen. Wo war das glorreiche Deutsche Reich? Es war vorbei, das wussten wir. Was wird uns die Zukunft bringen? Absurd, diesen Gedanken nachzugehen; jetzt gilt nur eins: Wie komme ich durch?

Allmählich näherten wir uns Schwerin, weil wir erfuhren, dass der Amerikaner die Stadt eingenommen hat. Besser so, als dem Russen in die Hände fallen! Die

letzte Nacht meiner Freiheit verbrachte ich hinter dem Häckselkasten eines Pferdestalls. Stillschweigend löste sich die Organisation auf. Kommandos, Gleichschritt, Furcht vor Strafandrohung - alles vorbei!

3. Mai 1945. Für uns, die wir gemeinsam auf einer Straße zogen, brach eine ungewisse Zukunft an. - Es war ein sonnenklarer Tag. Den Schweriner See zur Rechten, näherten wir uns auf der B 104, von Nordosten kommend, der Stadt Schwerin. Papiere, die uns Nachteile bringen könnten, wie Soldbuch mit Eintragungen über Waffengattung, z.B. SS oder Fallschirmjäger, wurden vernichtet. (die einzelnen Seiten heraus gerissen und in den See geworfen)

Es war ungewohnt: Über uns Flugzeuge, und nichts war mehr zu befürchten. Mitten auf der Straßenkreuzung regelte ein schwarzer, wohlgenährter amerikanischer Militärposten den Verkehr, bewaffnet mit mehreren Pistolen am Koppel und Kaugummi kauend. Tief demütigend empfand ich diese erste Begegnung. Von nun an hatte nur das Besatzungsmilitär das Sagen!

Zivilisten und Wehrmacht in Uniform wurden am Stadteingang voneinander getrennt. Angewiesen durch Militärposten, erreichten wir südlich der Stadt die vorgesehene Lagerwiese (3. Mai 1945, 12 Uhr). Zusehends vermehrte sich die Zahl der "Gefangenen", ein völlig fremder Begriff! Dicht gedrängt, gleich einer Schafherde, suchten wir Schutz und Wärme unter dem kühlen Nachthimmel. Die wenigen Habseligkeiten der meisten von uns bestanden aus einer Ein-Mann-Dreieck-Zeltplane, Decke und diversen Dingen. Mein Essgeschirr bestand aus einer Blechdose mit selbstgebasteltem Tragebügel, einem Messer und einem kombinierten Löffel-Gabel-Teil. Strengstens verboten waren Schusswaffen, Messer mit spitzer Klinge, Fotoapparat und natürlich Munition. Mehrmals wurden wir unangemeldet "gefilit" (durchsucht). Am zweiten Tag erhielten wir aus der Feldküche eine dünne Wassersuppe mit ein paar Fettaggen darauf.

Laut amerikanischer Durchsage erhöhte sich die Zahl der Gefangenen auf schätzungsweise 350.000 bis 500.000 Mann. Es gingen Gerüchte um, dass man uns den Russen übergeben wollte - östlich der Stadtgrenze. Aus diesem Grund versuchte ich, mich von der großen Menschenmenge abzusetzen. Es gelang mir, mich zwischen vorbeiziehenden Gefangenentrupps einzumogeln. Für gut zwei Stunden Fußmarsch auf der B 321, fühlte ich mich in Freiheit, bis zur nächsten Ortschaft Warsaw.

Von feindlichen Militärposten auf eine grüne Wiese dirigiert, begann jeder für sich, bei einsetzendem Regen Schutz in ausgehobenen Erdlöchern zu

bekommen. Etwas Stroh von einem nahegelegenen Bauernhof diente als begehrte Unterlage. Tage später sahen wir uns umgeben von einem Stacheldrahtzaun und Scheinwerfern. Außerhalb patrouillierten Posten, um uns 12.000 Gefangene zu bewachen.

In den ersten Tagen ging´s chaotisch zu. Parolen und Gerüchte breiteten sich aus. Informationen von außen waren uns verwehrt. Irgendwie erreichte uns am 8.5.1945 die Nachricht der Kapitulation der deutschen Wehrmacht.

Die sanitären Anlagen in unserem Lager: Ein spatenbreiter Graben. Laut Anweisung sollten die "Hinterlassenschaften" fein säuberlich mit Erde zugedeckt werden. Als alte Methode, Menschenmassen in Schach zu halten, bewährte sich immer noch der Hunger, den wir reichlich zu spüren bekamen.

Nach zwei Wochen veränderte sich unsere Lage durch den Standortwechsel. Ein am Waldrand bereits kniehohes Roggenfeld diente Tausenden als Lagerplatz. Kartoffeln, die auf dem daneben liegenden Acker vor ein paar Tagen gepflanzt waren, wurden binnen kurzer Zeit per Hand und Stock "geerntet". Ein frei herumlaufendes Pferd wurde eingefangen, unter nächtlicher Geheimhaltung von einem Metzger fachmännisch zerlegt und unter unserer Hundertschaft verteilt. Kleine Rauchfeuer verrieten am nächsten Tag etwas von unserer Beute.

Eines Tages kam der Befehl: "Fertig machen zum Abtransport"! Unter strenger Bewachung wurden wir auf einem nahegelegenen, noch heilen Bahnhof in Güterwaggons verladen. Die Fahrt ging Richtung Nordwesten. Kurze Feuerstöße aus den Handfeuerwaffen unserer Zugbegleiter, nach typischer Cowboy-Art, erschreckte manchen Passanten, worüber die Verursacher sich hämisch freuten.

Eine Fahrt ins Ungewisse - über Hagenow, Lübeck bis Eutin. Wer am Ziel etwas zu langsam ausstieg, wurde von Polen in englischer Uniform gestoßen. Wir sollten spüren, dass wir den Krieg verloren haben. Zu Fuß, ohne militärische Begleitung der Masse folgend, erreichten wir am kommenden Tag Behrendorf an der Ostsee, wo wir die nächsten Wochen in Zelten lagerten.



Behrendorf im September 2001

In Verbindung mit dem Heimattreffen in Lütjenburg, wohnten wir ein paar Tage in Behrendorf. Bei einem Spaziergang an der Ostseeküste, meinte mein Mann: "Lass uns doch mal zu dem Leuchtturm dort hinten gehen. Ob es hier noch einen anderen Leuchtturm gibt, oder ist es der, den man von unserem Lager aus sehen konnten?" Vom Leuchtturm landeinwärts gingen wir zwischen Weidegärten, an Wochenendhäusern vorbei und kamen auf ein altes Bauernhaus zu. "Ja, das ist es! - Neben diesem Haus stand damals die Feldküche, und am Haus vorbei führte der Weg in den Wald. Lass uns doch mal zum Wald gehen". Gleich am Anfang des Waldes befand sich ein Graben. Jetzt wurde mein Mann ganz aufgeregt: "Hier am Graben haben wir gesessen. Ich sehe noch alles vor mir. Wir waren in größere und kleinere Gruppen eingeteilt, die gemeinsam in Zelten schliefen. Zwei junge Soldaten und ich wollten nicht so gern in der Masse hausen, und so sagten wir, dass wir Läuse haben (hatten wir auch!). So wollten uns die anderen nicht bei sich haben, was uns nur recht war. Wir Drei saßen also an diesem Graben. Einer hatte irgendwoher grüne Kaffeebohnen bei sich. Die haben wir auf einem Blechdeckel über einem Feuerchen geröstet, dann in einen Lappen gewickelt, diesen auf einen Baumstamm gelegt und so die Kaffeebohnen mit Steinen zerstoßen. Nachdem wir den Kaffee gebrüht und getrunken hatten, konnten wir die ganze Nacht nicht schlafen. Da, wo jetzt die Wochenendhäuser stehen, war damals eine große Wiese. Einige ältere, durch Hunger geschwächte Soldaten überstanden die Zeit im Lager nicht und fast täglich starben welche. An medizinische Versorgung kann ich mich nicht erinnern. Ein gängiges Mittel gegen Durchfall war die Holzkohle, die wir durch unsere Feuerchen zur Verfügung hatten." -- Auf dem Rückweg zu unserem Quartier in Behrendorf gab es viel zu erzählen: "Wie lange habt Ihr dort im Wald gelebt?" - "Etwa 3 Wochen, dann gingen alle, die sich für die Landwirtschaft gemeldet hatten, über Lütjenburg Richtung Eutin. Wir waren ca. eine Woche lang unterwegs, immer zu Fuß, geschlafen haben wir unter freiem Himmel" ..



Entlassung

Der Monat Juni ging seinem Ende entgegen, als der hoffnungsvolle Aufruf kam: "Personen mit landwirtschaftlicher Erfahrung, bitte melden!" - Ich war erstaunt, wie schlummernde Energie-Reserven plötzlich in mir wach wurden. Ich meldete mich, und in wenigen Tagen durchliefen wir einige Stationen, bis der Befund "tauglich" vorlag.

Bei aller Freude, aus dem Lagerleben herauszukommen, waren wir doch immer noch der Willkür unserer Besatzer ausgeliefert. Etappenweise erreichten wir über Lütjenburg unser Entlassungslager Eutin.

Ich, einer unter Tausenden, wartete sehnsüchtig auf den Entlassungsschein, der die endgültige Freiheit bedeutete. Doch zuerst musste jeder durch die "Entlausung". Aus einer mit weißem Desinfektionspulver geladenen Spritze bekam jeder einen Schuss in den Nackenbereich und einen in die vorgehaltene Mütze. Es rieselte über die Ohren und kam unten aus den Hosenbeinen wieder heraus. Wir sahen aus wie die Müller.

Stehend auf englischen LKWs , voll beladen mit ca. 200 Mann, verließen wir am 30. Juni 1945 Eutin. Wir waren voller Erwartung, wo es nun hingehet. Es ging über Lübeck nach Celle und dann weiter nach Hermannsburg. Endstation!

Landarbeiter

Zu dritt wurden wir dem Dorf Wardböhmen zugeteilt. Der einzige Wunsch und Gedanke war, sich mal wieder richtig satt zu essen. Mit dem Gefühl der Freiheit marschierten wir von Hermannsburg los Richtung Wardböhmen (ca. 16 km). Wenn ich als Kind Bilder von der Heidelandschaft sah, hatte ich mir immer gewünscht, da einmal hinzufahren, und jetzt war ich in der Heide. Der Fußmarsch fiel mir aber schwer, weil ich an Durchfall litt und körperlich sehr geschwächt war.

Der Ortsbauernführer nannte uns Namen von Bauern, die Arbeitskräfte suchten. Durch die hohen Menschenverluste im Krieg bestand großer Mangel an männlichen Arbeitskräften.

Ich hoffte, bei dem Gastwirt und Kleinbauern Georg R Selbständigkeit und Entscheidungsfreiheit zu haben und satt zu werden. Seine Fremdenzimmer waren mit Flüchtlingen überbelegt. Der Durchgangsflur, in dem ein Bett stand,

war mein Wohn- und Schlafräum, in dem ich erst nach der Sperrstunde (22.00 Uhr) Ruhe hatte.

Der erste Arbeitstag (hier normal, aber für mich ungewöhnlich) begann damit, den Sarg mit einer im Haus verstorbenen Person nach Bergen zur Friedhofskapelle zu fahren. Der Sarg stand auf einem eisenbereiften Ackerwagen, ich saß auf dem Sarg und lenkte die Pferde 6 km weit bis Bergen.

Die Arbeit in der 7 Hektar großen Landwirtschaft war vielseitig; aber harte Arbeit und leider sehr wenig Essen zwangen mich dazu, nach ¼ Jahr die Arbeitsstelle zu wechseln. Arbeiten wollte ich gern, aber dazu brauchte ich Kraft. So nahm ich meinen Rucksack mit den wenigen Habseligkeiten und ging - ohne vorherige Kündigung.

Ich marschierte zum Arbeitsamt in Bergen und schilderte meine Lage: "Ich möchte gern arbeiten; aber ich möchte nicht hungern". Man gab mir die Adresse von dem Großbauern Brammer in Hagen. Wie staunte ich über das erste Abendessen! Es war reichhaltig, und man konnte essen, bis man satt war. Mein Durchfall war nach wenigen Tagen wie weggeblasen. Die Arbeit machte uns Freude, und wir hatten bald überschüssige Kräfte. Wir, das heißt vier entlassene Soldaten. Zwei waren 18 Jahre alt, ich 19 und der Vierte 23.

Der Altbauer war immer gut gelaunt und freute sich über unseren Arbeitseifer. Das gute Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zeigte sich im Zusammenhalt gegenüber umherziehenden, raubenden Banden. Die aus dem ehemaligen Konzentrationslager Bergen-Belsen befreiten Menschen hatten nun alle Freiheit. Sie wohnten noch im Lager, zogen aber umher und plünderten in der Umgebung. Auch ehemalige Gefangene, Polen und Russen, machten die Gegend unsicher. Ein Kollege von mir, Jürgen Ferchland aus Berlin, entdeckte einen betrunkenen Landstreicher (Pole), der ein Fahrrad mit sich führte. Ein Fahrrad! - das war ein Traum von Jürgen. Er wartete einen günstigen Moment ab, und als der "Fahrradbesitzer" im Graben eingeschlafen war, schnappte Jürgen es und versteckte es erst mal im nahegelegenen Wald unter Laub. Das folgende Nachspiel durch polnische Hilfspolizei und Suchaktionen blieb ohne Erfolg. Später wurde das Fahrrad mit einer anderen Farbe versehen, und wir waren stolze "Fahrradbesitzer" und dadurch beweglicher.

Auf dem Acker des Bauern stand ein kleines Holzkreuz. Die Geschichte dazu erzählte uns später Herr Brammer: Noch bevor der Engländer einmarschierte, erschoss ein deutscher Wachmann einen Russen auf dem Gelände des Nachbar-Hofes. Der 27-jährige Sohn von Herrn Brammer, der sich um den Hof

kümmerte, weil nicht genug Leute da waren, nahm die Leiche und vergrub sie auf dem Acker. Irgendwer von den Russen muss etwas davon mitbekommen haben, denn als sie durch den Einmarsch der Engländer frei waren, kamen sie auf den Hof von Brammers und bedrohten den Bauern und seinen Sohn. Vater und Sohn mussten mitgehen auf den Acker und die Leiche ausgraben. Die Russen standen drum herum. Sie hätten den Bauern und seinen Sohn bestimmt erschossen, wenn nicht gerade zu diesem Zeitpunkt ein englischer Jeep vorbeigekommen wäre. Den Soldaten fiel der Menschenauflauf auf, und sie fragten, was da los sei. Sie nahmen Vater und Sohn mit, brachten sie weiter weg und empfahlen ihnen, sich einige Zeit versteckt zu halten, was sie dann auch taten. Die Russen ließen ihre Wut an der Tochter des Bauern aus. Sie musste in einem Futtertrog die ausgegrabene Leiche waschen. Die Russen haben ihren Landsmann dann eingewickelt, wieder beerdigt und dieses Kreuz aufgestellt.

Suche nach den Angehörigen

Da ich noch nichts vom Verbleib meiner Angehörigen wusste, machte ich mich im Frühjahr 1946 auf die Suche. Mit und ohne Fahrkarte, von Stadt zu Stadt im britisch besetzten Gebiet, durchstöberte ich die Suchlisten des Roten Kreuzes. In Bremen fand ich die Adresse eines weitläufigen Verwandten: Bremer, Hohenaspe bei Itzehoe. Nach einem halben Jahr mühevoller Kleinarbeit erhielt ich im Winter 46/47 die Adresse meiner Angehörigen.

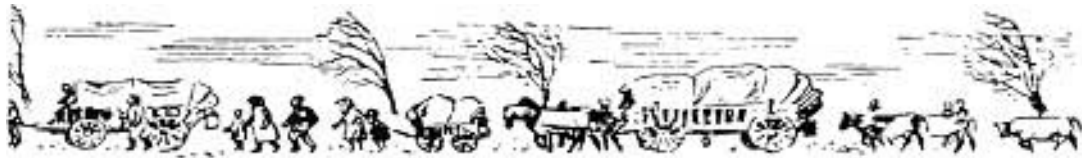
Trotz starker Schneeverwehungen machte ich mich auf den Weg per Anhalter. Züge waren ausgefallen. In Bergen fand ich, zusammen mit einer Krankenschwester und einem englischen Soldaten, einen verständnisvollen Hamburger Autofahrer, der uns einsteigen ließ. Er war ein routinierter Fahrer, der an vielen steckengebliebenen Fahrzeugen seinen kleinen DKW vorbeimanövrierte. Auf der Autobahn verloren wir bei starkem Schneetreiben die Orientierung. Unser Auto machte eine Abwärtsbewegung, und wir Drei mussten aussteigen. Mit aller Kraft und Rückwärtsgang kamen wir wieder auf die Straße, die Schuhe voller Schnee. Der kleine DKW brachte uns dann aber wohlbehalten nach Hamburg. Hier hatte ich das Glück, einen Personenzug nach Lübeck zu bekommen, unbeheizt, mit schadhafte Fenstern; aber er bewegte sich vorwärts. Auf freier Strecke wurde er dann immer langsamer, bis zum Stillstand. Es dauerte lange, bis eine Ersatz-Lock uns aus den Schneeverwehungen heraus half.

In Bad Oldesloe angekommen, machte ich mich voller Erwartung auf den Weg

nach Poggensee (eine Stunde). Bei der Dunkelheit war weder Weg noch Straße zu erkennen, und so ging ich querfeldein, über Gräben und Zäune und erreichte gegen Mitternacht Poggensee. Da ich vorher geschrieben hatte, an welchem Tag ich komme, erwartete mich meine Mutter. Sie begrüßte mich und sagte leise, dass mein Vater verstorben ist. Das war ein Schock für mich! Ich hatte gehofft, mit ihm eine neue Existenz aufbauen zu können. Er war vielseitig talentiert, und gemeinsam hätten wir es bestimmt geschafft. Er hatte sich auf der Flucht eine Lungenentzündung zugezogen und war am 17. März 1945 mit 54 Jahren daran gestorben.

Es gab viel zu erzählen nach zwei kontaktlosen Jahren. Wie war es meinen Angehörigen gegangen, und was hatten sie erlebt?

Flucht



Im Herbst 1944 näherte sich die russische Front unaufhaltsam der ostpreußischen Grenze. Die Bewohner der grenznahen Orte flüchteten Richtung Westen. Familie Bollmann, unsere Verwandten aus Trappönen, direkt an der Memel gelegen, kam für einige Wochen zu uns nach Falkenort. Mein Cousin, Günther Bollmann, damals 13 Jahre alt, erzählte später begeistert von seinen Eindrücken auf dem Bauernhof. Mein Vater nahm sich viel Zeit für ihn und beantwortete ihm seine Fragen über landwirtschaftliche Dinge. Günther erzählte auch, dass sie, bevor sie weiter in den Westen zogen, die Registrierkasse u.a. aus ihrem Geschäft bei uns im Garten vergraben hatten. Ob sie dort neben dem Birnbaum noch liegt?

Unfreiwillig, von höherer Dienststelle angeordnet, mussten sich auch meine Eltern auf die Flucht vorbereiten. Niemand wusste, ob es nur für kurze Zeit oder für länger sein würde. Nachrichten und Parolen über die augenblickliche Kriegslage ließen nichts Gutes ahnen. Schweine, Hühner und Gänse waren schon vor der Flucht geschlachtet worden. Auf den Feldern war das Wintergetreide, Roggen und Weizen, ausgesät in der Hoffnung, im nächsten Jahr ernten zu können.

Ein unvorstellbares Drama spielte sich in der Hektik und Aufregung bei den Bauern ab. Sollte man nun einfach alles stehen lassen? Die Kühe, noch bis

zuletzt gemolken, wurden losgebunden, mit Futter versorgt und ihrem Schicksal überlassen. Schrecklich!

Am 18. Januar 1945 verließen meine Angehörigen den Hof mit einem vollgepackten Wagen, drei Pferden und unserem Hofhund Rex. Hatte Rex gespürt, dass er vielleicht zurückgelassen werden sollte? Als Gerda ihn losbinden wollte, biss er zu. Daraufhin war mein Vater gezwungen, ihn mit seiner mitgeführten Pistole zu erschießen. Wie schon gesagt, geschah die Flucht vielfach nicht freiwillig, sondern wurde von der jeweiligen Dienststelle angeordnet. Die Flüchtlingstrecks, Hunderte von Pferden gezogene Wagen, vollgepackt mit Bettzeug und anderen Habseligkeiten, Lebensmitteln und auch Futter für die Pferde, kamen auf den verstopften Straßen nur mühsam voran. Durch die immer näher rückende Front waren die Straßen von Militärfahrzeugen beherrscht, und dazwischen mussten sich die Trecks bewegen. Bei Dirschau endete das Weiterkommen Richtung Westen vor der gesprengten Weichselbrücke. Zurück ging es auch nicht, denn die russischen Panzer waren nahe herangekommen und hatten alles unter Beschuss genommen. So waren auch meine Eltern gezwungen, Pferde und Wagen mit allen Habseligkeiten stehen zu lassen und zu Fuß weiterzulaufen. In dem Chaos, in dem es nur hieß: "Rette sich, wer kann!", verloren sich meine Eltern und Schwestern aus den Augen. Meine Eltern kamen dann irgendwann in Schleswig Holstein an, wo mein Vater kurz danach an Lungenentzündung starb. Nun war meine Mutter allein in der Fremde. Sie wusste nicht, ob und wo ihre Töchter leben und ob ihr Sohn noch lebt. Erst nach Monaten fanden Mutter und Töchter sich wieder.

So, wie junge Männer während des Krieges zum Arbeitsdienst verpflichtet wurden, mussten die Mädchen ein Pflichtjahr machen entweder in der Landwirtschaft oder im sozialen Bereich. Meine Schwester Ella besuchte 1944 die Haushaltungsschule im Rheinwaldheim bei Rheinbrohl, einer Zweigstelle der Diakonie Bad Kreuznach. Nie hätte sie zu der Zeit daran gedacht, dass sie 2 Jahre später einmal dort bis an ihr Lebensende arbeiten würde. Sie ging kurz nach der Flucht wieder ins Rheinwaldheim. Im Oktober 1949 trat sie in das Diakonissen-Mutterhaus als Probeschwester ein. Am 13.9.1959 wurde sie zum Amt der Diakonisse eingesegnet. Als Diakonisse arbeitete sie in verschiedenen Bereichen. Etwa 1990 erkrankte sie an Alzheimer und wurde im Feierabendhaus bis zu ihrem Tod 1993 liebevoll gepflegt. Gerda heiratete den Landwirt Wilhelm Kolb und zog nach Kandel bei Karlsruhe. Meine Mutter wohnte bis an ihr Lebensende 1980 bei Gerda, wo sie eine eigene Wohnung hatte. Sie half gern in Haus, Hof und Garten mit und kümmerte sich um die Hühner. Mutter wurde 86 Jahre alt und hat sich bis zuletzt noch selbst versorgen können.



oben links: Mutter mit Enkelin Gisela
in Kandel
rechts :Gerda, Heinz u. Ella (1953)
unten: Meine Frau mit unseren
3 Großen bei einem Besuch bei Ella
im Rheinwaldheim



Zurückgekehrt zum Bauern in Hagen überlegte ich, wie es weitergehen sollte. In der Landwirtschaft wollte ich nicht bleiben, doch erst einmal war ich froh und dankbar, die rationierten Hungerjahre gut zu überstehen.

Meine Kollegen gingen nach und nach von Hagen weg, und so wechselte auch ich meinen Arbeitsplatz. Ich erfuhr, dass ein Bauer in Wolthausen einen Gespannführer suchte und meldete mich. Hier hatte ich die Verantwortung für die landwirtschaftlichen Maschinen und machte neue Erfahrungen. Pferdekräfte standen immer noch hoch im Kurs, denn ohne die Vierbeiner bewegte sich nichts. Allerdings war es mit dem Essen hier wieder schlechter. Die Brotscheiben wurden eingeteilt. Mein Monatsgehalt betrug 50,00 Reichsmark. Einkaufen konnte man nur auf "Bezugsschein". Für alles gab es Marken: Lebensmittelmarken, Benzinmarken, Raucherkarten ... Der Schwarzhandel blühte.

Die Währungsreform im Juni 1948 brachte in Westdeutschland für alle eine spürbare Wende. Die Reichsmark wurde 1:10 in DM umgetauscht. Kurz vor dem Stichtag kaufte ich mir noch von meinem ersparten Geld eine Decke für 200 Mark und einen Pullover für 250 Mark. Ich war enttäuscht, dass man mir meine restlichen 300 Mark wegen zu geringer Höhe nicht mehr eintauschte. Jeder Bürger der Bundesrepublik erhielt an einem bestimmten Stichtag das ersehnte neue Zahlungsmittel: 40,00 DM. Fast über Nacht hatten sich die Regale in den Läden gefüllt, und die "Markenwirtschaft" wurde überflüssig.

Kurz nach der Währungsreform machte ich mich mit den neu ersparten 80,00 DM auf den Weg zu einem jüdischen Textilhändler in Belsen. Ein Sakko und eine Hose sollten 120,00 DM kosten, ich hatte aber nur diese 80,00 DM. Mit

einem "Danke, auf Wiedersehen" verabschiedete ich mich. Da ich von meinem Vater wusste, was Juden für eine Geschäftstaktik haben, erwartete ich ein Zurückrufen, was dann auch wirklich geschah. Wir verhandelten miteinander, und er ging mit dem Preis runter auf 100,00 DM. Weil ich aber auch nicht 100,00 Mark besaß, verabschiedete ich mich wieder, und der Händler rief mich wieder zurück. Jetzt bekam ich Hose und Jacke für 80,00 DM. Die Kleidung war zwar schon getragen, aber ich war froh, dass ich etwas "Neues" hatte und habe sie noch einige Jahre getragen.

Führerschein (Februar 1948, also noch vor der Währungsreform)

Weil ich nicht auf Dauer als Knecht beim Bauern arbeiten wollte, ging ich auf den Vorschlag meines Cousins Gerhard Berger ein, der bei der KFZ-Zulassungsstelle in Celle arbeitete, den Führerschein zu machen, um ihn vielleicht beruflich nutzen zu können.

Durch einen Freund, der in einer Kfz-Werkstatt in Celle arbeitete, hatte ich die Möglichkeit, an Probefahrten teilzunehmen. Es ergab sich an fast jedem Wochenende, dass an einem PKW, Marke Adler, immer wieder die Früh- und Spätzündung neu eingestellt werden musste. "Fahr` du mal", sagte er eines Tages. So wurde so manch eine Probefahrt etwas länger, und ich bekam immer mehr Fahrpraxis.

Mein Cousin meinte, ich sollte doch auch einmal auf einem LKW üben. Er selber besaß einen Wehrmachtsführerschein und gab mir 3 mal Fahrunterricht auf einem geliehenen LKW.

Nach einem halben Jahr, im Februar 1948, wollte ich die Fahrprüfung machen. Der Dorfpolizist von Wolthausen, von dem ich das polizeiliche Führungszeugnis abholte, meinte, ich solle doch gleich die Klasse 2 für LKW machen.

Ich nahm Verbindung auf mit der Fahrschule Speckhahn in Winsen, um mich zur Fahrprüfung anzumelden. "Sie haben aber noch keinen Unterricht und keine Fahrstunde gehabt", hieß es. "Ich traue mir aber zu, genug theoretisches Wissen zu haben, weil ich 1942 bei der Motor-HJ den Führerschein Kl. 4 gemacht habe, wo uns ausgiebig Theorie vermittelt wurde", antwortete ich. "Gut, in wenigen Tagen findet die Prüfung statt. Wenn Sie aber den LKW-Führerschein machen wollen, müssen sie einen LKW mitbringen. Wir haben keinen".

Ich ging zum Gemüsehändler Pieper in Winsen, auf dessen Fahrzeug ich ja bereits 3 mal geübt hatte, und lieh mir den LKW aus. Da aber für Kl. 2 über 7,5 t Nutzlast erforderlich waren und dieser LKW ein 3,5-Tonner war, musste ich noch zusätzlich einen Anhänger besorgen. Den erhielt ich von der Baufirma Hinsch. Benzin musste ich auch mitbringen. Durch Beziehungen erhielt ich Benzinmarken für 20 Liter.

Am Tag der Prüfung machte ich mich mit einem geliehenen Fahrrad und meinem Benzinkanister auf den Weg von Wolthausen nach Winsen zur Firma Pieper, tankte den LKW auf, fuhr (!) damit zur Firma Hinsch, nahm den Anhänger mit und fuhr (!) zur 500 Meter entfernten Fahrschule.

Die theoretische Prüfung fand zwischen Tür und Angel statt und dauerte ca. 3 Minuten. Danach stiegen wir auf den LKW. Die Fahrt ging kreuz und quer durch Winsen, ca. 10 Minuten lang. Die Prüfung war bestanden. Dipl. Ing. Sander aus Wietze war der Prüfer.

Die Gebühren für den Führerschein betragen 75 Reichsmark plus Benzinkosten. Da ich Nichtraucher war, verkaufte ich 1 ½ Raucherkarten (pro Monat gab es eine Raucherkarte) und konnte damit alles bezahlen. Inzwischen fahre ich über 52 Jahre unfallfrei - PKW und LKW.

Den Führerschein hatte ich nun in der Tasche, aber bei einer Bewerbung als Treckerfahrer fehlte mir die gewünschte Erfahrung. Durch die Fürsprache meines Cousins, Gerhard Berger, erhielt ich im Februar eine Kraftfahrerstelle bei dem Fuhrunternehmer Böse in Wester-celle. Bei einem Stundenlohn von 70 Pfennigen war ich dabei!

Der dreiachsige ehemalige Wehrmachts-Lastwagen wurde mir durch Pflege und viele Reparaturen vertraut. Herr Böse, ehemaliger Wehrmachts-Kfz-Meister, bewältigte jede Reparatur an seinen drei Fahrzeugen, bei deren Mithilfe ich viel lernte. Die beste Fahrpraxis bekam ich im Gelände mit Erd- und Steinladungen. Im Auftrag großer Bauunternehmer waren wir wochenlang auf Baustellen eingesetzt wie Fliegerhorst Wietzenbruch, Faßberg und Belsen.

Im Oktober 1949 erhielt ich für 360 Arbeitsstunden stolze 205,00 Mark netto. Für mein kleines Zimmer von 5 qm bei Bauer H. in Westercelle zahlte ich eine Monatsmiete von 10,00 DM. Dazu kamen 2,00 Mark Wassergeld, wobei ich das Wasser unten auf dem Hof aus dem Brunnen pumpen musste. Das verbrauchte Waschwasser wurde mit Schwung aus dem Fenster befördert. Als ich das Wassergeld nicht bezahlen wollte, schloss Frau H. einfach mein Fahrrad, das

ich in meinem Zimmer stehen hatte (bei 5 qm Wohnfläche!), bei sich ein.

Aufgrund vieler Schikanen meiner Vermieter bekam ich von der Dorfgemeinde ein anderes Zimmer zugeteilt bei Familie Laschny in der Bennebsteler Straße. Klein, aber fein, für 15,00 Mark mit Morgenkaffee. Die Familie war sehr nett. Hier wohnte ich bis Spätsommer 1954.

Schon in der Zeit meiner landwirtschaftlichen Tätigkeit regte sich in mir das Verlangen, mich einer christlichen Gemeinde anzuschließen. Von meinem Cousin erfuhr ich, dass eine weitläufige Tante in Celle, Fritzenwiese, wohnt. Diese Tante, Herta Auerbach, besuchte ich und sie lud mich ein zum Gottesdienst der Baptistengemeinde am Harburger Berg. Hier wurde mein Interesse an Gottes Wort neu geweckt. Viele Freunde lernte ich dort kennen. Ein junger Mann kam spontan auf mich zu und sagte: "Ich bin Günter Ristau. Hast du heute schon etwas vor? Besuch´ mich doch in der Villa Lustig am Güterbahnhof." Hier wurde ich wie in einer Familie aufgenommen, und bei Mutter Ristau gab es immer Kuchen oder belegte Brote. Es war ein Treffpunkt für einige junge Leute. Außerdem fand ich in dem Ehepaar Paul und Suschen Grützmacher geistliche Eltern.

Durch den Besuch der Gottesdienste und Jugendstunden wurde ich auf ein blondes Mädchen im netten Dirndlkleid aufmerksam. Dieses Mädchen, Gertrud Wittkowski (Flüchtling aus dem Samland / Ostpreußen), wurde am 1. August 1953 meine Ehefrau. Wir haben in Koblenz geheiratet, weil meine Schwiegereltern aus Berufsgründen dorthin gezogen waren. Gertrud arbeitete inzwischen in Koblenz beim Fernmeldeamt und beantragte nun ihre Versetzung nach Celle. Im Oktober 1953 konnte sie nach Celle kommen. Da wir noch keine Wohnung hatten, wohnte sie erst bei Bekannten in Boye (ich hatte ja nur eine sehr kleine Dachkammer). Mein ehemaliger Chef, Herr Böse, bot uns seine Wohnung an, weil er mit seiner Familie nach Kanada auswandern wollte. Wir übernahmen die kleine Zwei-Zimmer-Wohnung in der Schmiedestraße in Westercelle mit Inventar für 3000,00 DM. Das war im September 1954; bis dahin wohnten wir getrennt. In der Schmiedestraße wurden unsere ersten drei Kinder geboren, - am 6.1.57 Jürgen, am 8.6. 59 Ruth und am 11.11.61 Regina.

Die Arbeitsbedingungen bei Böse in der Schmiedestraße waren sehr unbefriedigend. Wie oft erhielt ich von meinem mir zustehenden Wochenlohn nur 10,00 oder 20,00 Mark ausgezahlt. Es ging Herrn Böse wirtschaftlich nicht gut.

Am 13.2.1951 bot sich für mich eine neue Chance als Kraftfahrer bei der neu gegründeten Firma Dr. Stankiewicz in Adelheidsdorf (Schallschluck). Ich war glücklich und zufrieden bei einem Anfangs-Nettolohn von 200,00 DM. Der Betrieb bestand damals aus 6 Arbeitern und 3 Angestellten im Büro und Labor.

Erwartungsvoll und energiegeladen begann ich meinen ersten Arbeitstag. Mit einem mir noch unvertrauten, klapprigen Lastwagen ging´s ins Rheinland, und nach genau 24 Stunden - ohne Unterbrechung! - war ich wieder zurück. Der Test war bestanden, und mein Chef lächelte zufrieden.

Hier einige technische Daten zu diesem LKW:

- Fahrzeugtyp: 4 Zylinder Klöckner-Deutz. Nutzlast: 3,5 t und 70 PS.
- Höchstgeschwindigkeit: 80 km/h.
- Fahrgestell und Motor: Original Klöckner- Deutz
- Führerhaus: LKW Citroen (Frankreich)
- Kotflügel: Horch (Deutschland), Aufbau: Ford (Deutschland)

Herkunft: Wehrmachtsfahrzeug, das nach Kriegsende aus der Elbe gefischt wurde.

Dieses zusammengebastelte Fahrzeug erfüllte brav seine Pflicht. Es gab aber auch oft unangenehme Pannen: Durch eine Rutschpartie bei eintretendem Schneefall und abgefahrenen Reifen war mein Beifahrer dermaßen schockiert, dass ich ihn trotz guten Zuredens nie wieder mitbekam. Nicht selten musste ich auf einem Autobahn-Parkplatz eine dringend erforderliche Reparatur vornehmen, wie z.B. das Festbinden der Federbolzen mit einem Stück Draht aus dem nahegelegenen Weidezaun. Manchmal noch denke ich daran, wie sensationsreich die Pannen unterschiedlicher Art auf meinen Fahrten an der Tagesordnung waren. Durch ständige Überladung und schlechte Bereifung war eine Tour ohne Reifenpanne fast unnormale.

Auf einer meiner ersten Fernreisen wurde ich von der Polizei gestoppt. Der überdurchschnittliche Lärmpegel machte die Beamten auf den nicht

vorhandenen Schalldämpfer aufmerksam.

Ein andermal rollten wir wie üblich mit überladendem Fahrzeug über die Autobahn, als es plötzlich einen Ruck gab. Im Seitenspiegel sah ich, dass sich der Anhänger in Schräglage befand. Abbremsen und raus! Mein Beifahrer Helmut Kleinert und ich machten uns auf, das verlorene Rad zu suchen. Andere Autofahrer gaben uns ein Zeichen: - Der Reifen war uns nachgerollt und hatte sich unter den Hänger geklemmt. Wie war das geschehen? - Die nicht originalen Radmuttern hatten sich durch die Felge gezogen. Behelfsmäßig zusammengebastelt, landeten wir mit einigen Stunden Verspätung in Adelheidsdorf. Die kleine Schlosserei im Ort tat ihr Möglichstes, das Fahrzeug auf Trab zu halten.

Das Wort TÜV war zu der Zeit noch ein Fremdwort, ebenso die Geschwindigkeitsbegrenzung.

Ich erschrak nicht wenig, als in einer Ortschaft auf der Fahrt nach Bremen bei einer runtergehenden Bahnschranke die Bremswirkung der Fußbremse gleich Null war. Durch das Herumreißen des Steuers kam ich dann endlich vor dem Bahnhofsgebäude zum Stehen. Ursache war eine geplatzte Bremsleitung. Die Handbremse war außer Funktion, sie hätte also auch nicht helfen können.

Bei einer anderen Tour auf der B3 durch Alfeld wurde ich durch plötzliche Rauchentwicklung im Führerhaus zum Anhalten gezwungen. Durch Kurzschluss im Stromkabelgewirr war jede Funktion ausgefallen wie Licht, Hupe und Winker. --- Es war eine gute Portion Humor erforderlich, diese unvorhersehbaren Pannen zu überstehen.

Oft sagte mein Chef: "Versuchen Sie, möglichst größere Reparaturen zu vermeiden. Vielleicht können wir uns in 1 ¼ Jahren einen neuen LKW kaufen." Tatsächlich, nach 1 ¼ Jahren war es soweit; der neue 4-Tonner Borgward, hergestellt in Bremen, war ein großer Fortschritt.

Eine 70-Stunden-Woche und 20 Stunden am Steuer waren keine Seltenheit. Die 5-Mann-Betriebsbelegschaft wuchs dank "Wirtschaftswunder" in den kommenden Jahren rapide. Die Abdeckerei aber neben dem Betrieb machte uns durch den üblen Gestank schwer zu schaffen. Durch den Ausfall des Fahrers der Abdeckerei wurde ich manchmal gebeten auszuhelfen, d.h. verendete Tiere aus den umliegenden Gebieten abzuholen. Eine Dose Wurst und 5,00 DM waren gewöhnlich der Lohn.

Durch die rasch steigende Wirtschaftslage profitierte auch die Firma Schallschluck. Für mich völlig überraschend war die Anweisung meines Chefs, ab sofort den Posten seines PKW-Fahrers zu übernehmen. Ehrlich gesagt, so sehr konnte ich mich nicht darüber freuen. Am Anfang vermisste ich die Freiheit und Selbständigkeit, was sich später als unbegründet herausstellte. Es war aber keine geringe Umstellung. - Im Laufe der 27 Jahre als Cheffahrer erlebte ich viele schöne, aber auch anstrengende Fahrten. Rückblickend kann ich sagen: Die 34 Berufsjahre bei Schallschluck waren für mich vielseitig und abwechslungsreich.

Viel Geduld musste meine Frau haben, die oft stundenlang auf mich gewartet hat. Ein Telefon hatten wir in den ersten Jahren nicht, und so konnte ich auch nicht Bescheid geben, wenn etwas dazwischen gekommen war und es später wurde. Sie schwebte oft in Ängsten, es könnte etwas passiert sein.

In den ersten Jahren fuhr ich mit dem Fahrrad zur Arbeit nach Adelheidsdorf, dann hatte ich ein Moped und später einen Motorroller. Durch sparsames Wirtschaften konnten wir uns 1966 unser erstes Auto kaufen. Es war ein gebrauchter VW-Käfer von der Firma für 800.00 DM. Jetzt musste ich nicht mehr bei Wind und Wetter mit dem Fahrrad zur Arbeit fahren. Inzwischen sind wir bei PKW Nummer 9 angekommen. Da die Wohnung in der Schmiedestraße zu klein wurde (2 kleine Zimmer, Küche, Bad) für 5 Personen (unser 3. Kind war 1961 unterwegs), überlegten wir, ob wir einer Wohnungsbaugesellschaft beitreten sollten. Dr. Stankiewicz bot uns eine Wohnung in der Lindenallee an. "Weshalb wollen Sie Schulden machen?" meinte er. Er hatte ein altes Bauernhaus erworben und ließ darin drei Wohnungen ausbauen. Wir durften uns eine Wohnung davon aussuchen und nahmen die Parterre-Wohnung an der Südseite. Im November 1961 wurde Regina geboren, und im Dezember zogen wir um. Hier hatten wir nun Platz, und die drei Kinder (Jürgen 4, Ruth 2 und Regina 6 Wochen alt) hatten viel Bewegungsfreiheit im großen Garten. Später wurden auf dem Boden noch zwei weitere Zimmer ausgebaut, denn unsere Familie bekam noch einmal Zuwachs: Am 17. Februar 1969 wurde unser jüngstes Kind, Christiane, geboren.

Rückblickend bin ich meinem Herrn und Schöpfer dankbar für meine Frau und unsere vier gesunden, gut geratenen Kinder. Seit 1996 haben wir eine nette Schwiegertochter, Birgit, mit Sohn Bjarne dazubekommen, und 1997 wurde unser Enkel Timon geboren. Auch Jörg, Reginas langjähriger Freund, gehört seit etwa 18 Jahren zu unserer Familie. Dankbar bin ich auch für die Jahrzehnte der in die Millionen gehenden unfallfreien Autokilometer.

Juli 1993 - Besuch der alten Heimat in Ostpreußen

Nachdem das nördliche Ostpreußen lange Zeit Sperrgebiet war und die Grenzen erst durch die Perestroika geöffnet wurden, wollten wir unsere alte Heimat doch gern einmal wiedersehen. Wir (meine Frau Gertrud, mein Schwager Arno u. ich) flogen mit einer russischen Maschine von Hannover nach Königsberg. In Rauschen hatten wir gewohnt und fuhren von dort aus mit einem Taxi nach Breitenstein. Für etwa 150 km brauchten wir 3 Stunden. Auf dem Marktplatz in Breitenstein stiegen wir aus und gingen ein paar Stufen hoch Richtung Pfarrhaus. Die Kirche, in der ich konfirmiert wurde, war nur noch eine Ruine mit drei Storchennestern darauf. Das Mühlenwerk Metschulat stand noch. Im Ort suchten wir nach dem "Breiten Stein" und fanden ihn in einem Vorgarten. Hier soll einmal die Königin Luise auf einer Durchreise 1807 geruht haben (kann man in der Geschichte nachlesen - Kurzfassung im Lexikon). Danach fuhren wir Richtung Rucken, parkten am Straßenrand und aßen ein wenig. Von da aus suchte ich den Weg nach Falkenort. Anhand der Büsche konnte man erkennen, wo die Straße gewesen sein muss. Ich wollte den Weg abkürzen und ging zielstrebig querfeldein durch Disteln und Dornen und zugewachsene Gräben. Einzelne Weizenhalme wuchsen im Unkraut. Unseren Rodelberg konnte ich erkennen, aber dann hatte ich die Orientierung verloren. Inzwischen waren aus den ca. 1 ½ km gut 4 km geworden, die wir umhergeirrt waren. Die ganze Gegend hatte sich verändert, - alles verwildert. Anhand der alten Straßenführung, Gräben und Obstbäume konnte ich die alte Hofstelle dann doch ausmachen. Keine Mauer, kein Stein, kein Baumbestand bis auf 2 Apfelbäume. Der Teich am Grundstück war zugewachsen. Aus dem mindestens 1 Meter hohen Unkraut flogen zwei Raubvögel auf. Wir wühlten uns zu der Stelle durch und entdeckten einen fast ausgewachsenen Jungvogel, der uns mit seinen großen Augen ansah.

Nach ca. 3 ½ Stunden Fußmarsch kamen wir erschöpft bei unserem Taxi an. Ich hätte gern einen Ziegelstein als Andenken mitgenommen, wir haben aber keinen einzigen gefunden. Von den zehn Bauernhöfen existierte keiner mehr, und auch vom Dorf Falkenort war nichts zu sehen. Auf der Ruine der Kirche in Breitenstein brüteten die Störche. Das Pfarrhaus und einige andere verkommene Häuser standen noch.

In den Städten und Dörfern wohnen Russen. Die Orts- und Straßenschilder haben russische Namen in kyrillischer Schrift, die wir nicht lesen können. Breitenstein heißt jetzt Uljanowo. Wir sind Fremde in unserer alten Heimat.

September 2002 - Fahrt nach Breitenstein

Nachdem wir 1993 zum ersten Mal unsere alte Heimat besucht hatten, wollten wir noch einmal mit ehemaligen Nachbarn meines Mannes, Familie Guddat, die Grundstücke sehen, auf denen sie bis 1945 lebten. Außerdem interessierte sich unsere jüngste Tochter sehr für das, wovon ihr Vater oft erzählt hat. Sie war es auch, die meinen Mann und mich bedrängte, unsere "Erinnerungen" aufzuschreiben. ("Mutti, schreib bitte alles auf!")

Wir (Adolf Guddat, seine Schwester Irene, seine Frau Gisela, Heinz Bremer, unsere Tochter Christiane und ich, Gertrud Bremer) flogen von Hannover nach Palanga (Litauen) und von dort aus mit einem Kleinbus über die Kurische Nehrung nach Rauschen (an der Ostseeküste im Samland), von wo aus wir meine ehemalige Heimat im Samland und auch die meines Mannes in Falkenort, bei Breitenstein aufsuchen konnten.

Am Dienstag, 3.09.2002 um 8.30 Uhr holte uns unser Busfahrer Nikolai ab. Wir fuhren über Königsberg Richtung Insterburg und Breitenstein. Rechts und links der Straße = Steppe, ab und zu ein Mann oder eine Frau mit 1 - 2 Kühen, vereinzelte Häuser oder mal ein kleines Dorf.

Durch Breitenstein fuhren wir zuerst durch und hielten gegen 12.00 Uhr beim ehemaligen Gut Rucken. Dass hier einmal ein Gut existiert hat, wissen auch nur die ehemals Einheimischen. Es war noch nicht einmal ein Mauerrest zu sehen. Der Fahrer blieb beim Bus, und wir marschierten los auf der 1944 neu gepflasterten Straße in Richtung Falkenort. Etwa 1 km ging es ganz gut, aber dann war die Straße ganz zugewachsen mit Disteln und anderem Gestrüpp. Also gingen wir links neben der "Straße" weiter. Heinz, mein Mann, trat vor uns das hohe Kraut herunter. Die Sonne brütete. Weit und breit kein Mensch, kein Haus, nicht einmal Ruinen, selbst die Vögel schienen geflüchtet zu sein.

Wir suchten nach irgendwelchen Anhaltspunkten. Von Heinz Erzählungen wussten wir, dass sein Vater 1937 im Garten einen Apfelbaum gepflanzt hatte, der leuchtend rote Früchte trug. Wir verglichen mit unserem Lageplan.

Wir schauten in die Richtung, wo das Grundstück gewesen sein muss. "Dort ist unser Apfelbaum!" rief Christiane. Wir schlugen uns in die Richtung durch, und dann stellte mein Mann fest, dass wir uns auf dem elterlichen Grundstück befanden. Christiane wollte gleich an Guddats "unsere Äpfel verkaufen". Sie schmeckten jedenfalls lecker, und im Schatten des Baumes (es war sehr heiß)

konnten wir ein wenig ausruhen.

Ein paar Äpfel haben wir mitgenommen und hoffen, dass sich aus dem Samen ein neues Bäumchen ziehen lässt. Mit einem Taschenmesser hat Christiane, bevor wir weitergingen, ein "B" für Bremer in die Baumrinde geritzt. Am liebsten hätte sie auch noch nach der vergrabenen Registrierkasse von Bollmanns gebuddelt, (Verwandte aus Trappönen, die sich auf der Flucht ca. 3 Wochen bei Bremers aufgehalten hatten) - aber wo und womit sollte man in dieser Wüstenei suchen? Sie fand 2 kleine Stücke von Ziegelsteinen im Gras, nahm etwas Erde und ein Stück Baumrinde als Andenken mit.

Von hier aus mussten wir nun einen Weg finden zu dem Nachbargrundstück Guddat. Wieder ging einer voran und trat das hohe Gestrüpp herunter. Anhand von Weg und Graben (angedeutet durch bestimmten Bewuchs) konnten wir auch dieses Grundstück ausmachen. Hier gab es keinen alten Obstbaum mehr und ebenfalls keine Grundmauer – wie bei allen umliegenden Grundstücken.

Heinz, Adolf Guddat und seine Frau wollten von hier aus noch zu der Kreuzung Staggen – Falkenort, wo die Grundstücke Dander und Wellekat einmal waren. Irene Guddat und mir machte aber die Hitze zu schaffen, und so trat Christiane mit uns den Rückweg auf "unserer neuen Straße" an; da hatten wir wenigstens hin und wieder mal Schatten. Diese Straße war hier aber so zugewachsen, dass wir sie nur an den Mehlbeer-Büschen rechts und links erkennen konnten. Der Untergrund war sehr uneben. Wir konnten ihn nur mit den Füßen ertasten. Nur nicht stolpern oder umknicken! Chr. ging voran und trat für uns das Kraut nach unten. Ihre Hosenbeine und Turnschuhe hingen voller Kletten. Als ich mich bückte, um sie davon zu befreien, hatte ich gleich ein paar Kletten im Haar. Wir hatten verabredet, uns mit Pfeifen zu melden, falls wir uns nicht wiederfinden sollten. Adolf Guddat hatte zu diesem Zweck eine Trillerpfeife mitgenommen. Stellenweise wuchs Schilf auf der "Straße", und Irene war fast verschwunden. Als es gänzlich unpassierbar wurde, suchten wir uns eine Bahn rechts neben der "Straße". Ich kam mir vor wie Hänsel und Gretel (verirrten sich im Wald). - Endlich erreichten wir den Teil der Straße, der einigermaßen begehbar war und fanden wieder ein schattiges Plätzchen unter Augustapfelbäumen. Nach einigen Minuten sahen wir auch Heinz und die beiden anderen uns zukommen.

Wir wollten nun noch gern mit unserem Taxi auf der Straße nach Schillen Richtung Dorf Falkenort fahren. Auf einem Feld sahen wir viele Leute Kartoffeln einsammeln. Die gefüllten Säcke standen in Reih und Glied da – (wie früher). Falkenort konnten wir aber nicht finden, oder waren wir den falschen Weg eingebogen? Also kehrten wir um und fuhren nach Breitenstein.

In Breitenstein waren wir über Handy bei Juri Userzow (Schul- und Museumsdirektor von Breitenstein) angemeldet. Juri zeigte uns zuerst das Ostpreußenmuseum, das er in seiner Schule eingerichtet hat. Er sammelt alles, und wir gaben ihm beim Abschied das Heft "Meine Erinnerungen" von Heinz Bremer und selbst angefertigte Skizzen von der Lage der Bauernhöfe in Falkenort. In seinem Büro schenkte er uns zur Begrüßung ostpreußischen Himbeerschnaps ein – Brrr! Seine Frau und Tochter hatten ein Essen für uns vorbereitet. Nach einer kleinen Rundfahrt durch Breitenstein ging es zurück. Um 21.00 Uhr kamen wir wieder in Rauschen an.



Links:
"Hier müsste es nach dem Plan gewesen sein."

Bild rechts:
Unter Bremers Apfelbaum



Juli 1993



Besuch in der alten Heimat

Autor: © 2001 Heinz und Gertrud Bremer
D-29227 Celle - [e-mail: gebremers@gmx.de](mailto:gebremers@gmx.de)

Quelle: Broschüre herausgegeben von den Autoren (mit Ergänzungen –Bearb.Stand Nov. 2004)

Hinweis: Vervielfältigungen oder Veröffentlichung nur in Absprache mit den Autoren



© 2004 Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit e.V.
www.tilsit-ragnit.de

letzte Änderung dieser Seite : Mittwoch, 11. Juli 2007